Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 5 | Leipzig, den 4. Februar | 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Allerlei Zeiten: 3. Der Abend — Moderner Halbmaterialismus: Erste Hälfte — Ignaz Aurelius Feßler, Kapuziner und Generalsuperintendent — Die Kopten nach eigner Anschauung — Fabrikantensorgen — Im Jahre X. Ein Zukunftsbild — Verschiedenes: Gefahr und Unrecht der Agitation gegen die theologischen Fakultäten; Schriften zum Melanchthon-Jubiläum; Der Stundismus in Rußland; Der Christliche Orient — Quittung — Anzeigen

Allerlei Zeiten

3. Der Abend

Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Psalm 121, 4.

Der Herr sprach zu Abraham: Siehe gen Himmel und zähle die Sterne. Kannst du sie zählen? Also sollen deine Nachkommen sein. — Das ist einer von jenen Lichtblicken, die Gottes Gnade im Hereinbruch der Finsternis dem innern Menschen, dem Menschen des Herzens aufgehen läßt, daß er weiter sieht als am hellen Tage und wenigstens auf Augenblicke den Standpunkt des 90. Psalms gewinnt: Tausend Jahre wie der Tag, der gestern vergangen ist. Erinnern wir uns des neutestamentlichen Gegenstücks zu der Erfahrung des Erzvaters, als Paulus in Korinth seiner Missionsarbeit lebte, und der Herr ihm eine Abrahamsverheißung höhern Stils in seine Träume flocht: Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir, und niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden, denn ich habe ein groß Volk in dieser Stadt. — Ja der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Er beschert den Seinen, wenn das Geräusch des Tages verstummt, wenn eins nach dem andern von ihnen abfällt, was die Welt tagsüber an Staub und Schmutz auf sie geworfen hat, daß sie wieder zu sich kommen, das Auge erheben zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt, und ausruhen dürfen im Ewigen. Dann hellt sich die innere Sehkraft, sei es im Wachen, sei es im Träumen, auf und sieht den wahren, nur zu oft entstellten oder verschleierten Zusammenhang der Dinge, des unvergänglichen Reiches Gottes mit dem flüchtigen Tagewerk, das wir ausrichten. Ein starkes Vertrauen zieht in die Seele ein und schlägt über die Klüfte des Zweifels und der Sorge die goldne Brücke einer neuen Zuversicht.

Es giebt auch andre Zeiten. Wir denken an Jakob, wie er am Vorabend der Begegnung mit seinem Bruder Esau den Kampf mit Gott oder vielmehr den Kampf Gottes wider ihn durchzumachen hatte. Wir denken an die Nachtstunden von Gethsemaneh, als es kam, daß der Herr mit dem Tode rang und heftiger betete, und sein Schweiß wie Blutstropfen ward, die auf die Erde fielen. Wer kann sich verhehlen, daß der Abendfriede, von dem im Buche steht, den die Dichter in immer neuen Weisen besingen, öfter, als uns Schwachen lieb ist, in sein sturmbewegtes Gegenteil übergeht, daß der ganze Jammer eines Tages in die Stille der Finsternis einbricht, sich verdoppelt, verdreifacht bis zur Riesengröße eines gespenstischen Ungeheuers? Dann schrumpft die innere Sehkraft zusammen, und es bleibt nur übrig, sich wie in einem Meer von Nebeln zu der letzten Zuflucht hindurchzutasten: Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.

Zwischen diesen beiden äußersten Polen höchster Erhebung und tiefster Erniedrigung zieht sich die mittlere Linie der Abendstunden hin. Da heißt es gute Haushälter sein und sich um das Rechte bemühen. Ohne Zweifel giebt der Dichter mit seinem berühmten: „Tages Arbeit, abends Gäste“ ein schönes Motto dafür an, wie wir das häusliche Leben schmücken dürfen, und auch das altapostolische: „Herberget gerne,“ geht trotz seines an sich wohl viel ernsteren Sinnes doch in derselben Richtung. Möchte nur unsre Geselligkeit etwas weniger anspruchsvoll sein und keinesfalls noch anspruchsvoller werden, damit die Lust daran nicht zur Last wird. Möchte sie vor allen Dingen nicht die stillen, herzlichen Freuden des häuslichen Feierabends verdrängen, das gemeinsame Spiel, den gemeinsamen Gesang, die gemeinsame Lektüre, als ob diese wertvollsten Mittel der Erholung eben nur ein von der Sparsamkeit diktirter Notbehelf, ein dürftiger Ersatz für das wahre Vergnügen der Theater, Konzerte und Bälle wären! Wo soll es hin, wenn Eltern mit Seufzen, aber ohne Erröten bekennen, daß sie wochenlang ausgebeten waren und die halberwachsenen Kinder ihrem Schicksal oder der Bonne überlassen mußten! Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Heißt das, wir dürfen das Glück unsers Hauses auf die gewagtesten Proben stellen? Wird er uns nicht vielmehr zur Verantwortung ziehen mit seinem allsehenden Auge?

Ein einfacher Arbeitsmann sagte mir einmal, seine Kinder dürften auf der Straße spielen, „bis die Laternen angesteckt würden.“ Wie viel christlicher Verstand gegenüber jenem Unverstand! Was dem Mann vorschwebte, war offenbar, daß der Abend da draußen eine gefährliche Zeit sei. Hatte er denn nicht recht? Ist nicht der Abend die Zeit des Sündigens? Steigt nicht im Untergang der Sonne Verführung wie eine Wetterwand empor? Kriecht nicht das Laster aus allen Winkeln und öffnet wie der Uhu im Dunkeln sein lichtscheues Auge? Laßt uns zu dem Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, für uns und unser Haus, für Freunde und Nachbarn, für Stadt und Gemeinde, für die christliche Jugend deutscher Nation mit dem Gebet eintreten: Führe uns nicht in Versuchung! und zugleich eingedenk, daß wir nichts sind ohne ihn, fortfahren: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget. Scholz

---

Moderner Halbmaterialismus

Erste Hälfte

Der Göttinger Philosoph Baumann beschäftigt sich seit einer Reihe von Jahren mit der Abfassung popularphilosophischer Schriften, die namentlich den Zweck haben, den religiösen Glauben auf sein wissenschaftlich haltbares Maß zurückzuführen und die Grundzüge einer Lebensführung festzustellen, wie sie aus einer streng „wissenschaftlichen“ Anschauung von Welt, Leben und Religion sich ergeben müssen.*) Wenn auch nicht zu erwarten ist, daß diese

*) Die grundlegenden Thatsachen zu einer wissenschaftlichen Welt- und Lebensansicht. Ein Boden der Gemein-

sehr matt und weitschweifig und obendrein noch in sehr mangelhaftem Deutsch geschriebenen Schriften eine größere Wirkung ausüben, so sind sie doch sehr charakteristisch für die Lage und in vieler Hinsicht typisch für Ursache und Wirkungen solcher wissenschaftlicher Reduktionen der Religion. Ohne sich irgendwie durch Tiefe oder Schärfe des Gedankens auszuzeichnen, zeigen sie doch recht deutlich den Punkt, wo unsre Wege von denen solcher Wissenschaft sich trennen, und den Gegensatz, den wir vor allem bekämpfen müssen.

Baumann hat früher der idealistischen Philosophie nahe gestanden, hat aber nunmehr unter der Einwirkung des französisch-englischen Positivismus das „subjektive Idealisirungsstreben“ aufgegeben, das bisher in den Religionen und dann in den Philosophien fast nur zu Irrtümern geführt hat, das aus menschlichen Bedürfnissen und Wünschen Gott und der Welt Zwecke untergelegt hat, in aller Wirklichkeit etwas Vernünftiges erkennen wollte und den Menschen mit dem Ideal eines einheitlichen, übersinnlichen höchsten Gutes irre geführt hat. Er hält sich jetzt nur mehr an die positiven, von der modernen Wissenschaft sicher konstatirten Thatsachen in Natur und Seelenleben und sucht diese Thatsachen lediglich zu einer exakten Wissenschaft und darauf gegründeten Technik zu verwerten, mit deren Hilfe geistige und leibliche Gesundheit allein errungen und behauptet werden kann. Dabei besteht die geistige Gesundheit eigentlich nur in der Erhaltung der Normalität des Intellekts, durch den dann die leibliche in umsichtiger Anpassung an die körperlichen Bedingtheiten des Geisteslebens zu pflegen ist. Kunst und Religion sind rein subjektiv, zum größten Teil körperlich bedingte Illusionen und haben lediglich praktisch biologische Bedeutung, d. h. den Wert einer Förderung subjektiver Widerstandskraft im Kampf ums Dasein, nicht den objektiver Erkenntnisse. Die Moral ist nur die in Pädagogik ausmündende Reflexion über die Lebensführung des Einzelnen und der Gesamtheit und beschäftigt sich daher vor allem mit den Regeln der Behauptung „geistiger und leiblicher Gesundheit.“ Es giebt also keinen Geistesinhalt, der die Auffassung der Thatsachen beirren und färben könnte. Der Verzicht auf alles Derartige und die entschlossene Beschränkung auf die positive Wirklichkeit ist das Ergebnis der neuesten Wissenschaft, die große Errungenschaft der nunmehr auf die religöse und metaphysische Periode folgenden rein wissenschaftlichen. Eben diese Wissenschaft und Technik hat sich auch in ihren praktischen Wirkungen als eine allen ästhetischen, philosophischen und religiösen Illusionen überlegne Waffe im Kampf ums Dasein bewiesen und damit den endgiltig durchschlagenden Beweis geliefert, daß sie die Grundlage des zukünftigen Lebens der Menschheit sein wird, daß die Zeit der früher nützlichen Waffen abgelaufen ist.

Der Unterbau einer solchen „wissenschaftlichen,“ d. h. phantasiefreien Welt- und Lebensansicht muß daher ganz folgerichtig eine Zusammenstellung aller Ergebnisse der „neuern Wissenschaft“ sein, wie sie das erste der unten genannten Bücher giebt. Hier werden aus allen Gebieten der Naturwissenschaft und Medizin die „Thatsachen“ zusammengestellt, oft in der Form ziemlich schlecht aneinander gereihter Exzerpte, leider ohne Nennung der exzerpirten Bücher. Hierbei ergiebt sich, daß die objektive Grundlage der Wirklichkeit nur Raum- und Größenverhältnisse sind, während alle Qualitäten, also Farbe, Geruch, Geschmack, Härte u. s. w. von rein subjektiver Natur und lediglich praktisch-biologischer Bedeutung sind, daß die kosmische Materie vermutlich gleichartig ist, während die Zelle, die Grundlage alles organischen Lebens, noch nicht ganz aus anorganischen Bestandteilen hat erklärt werden können. Von Zweckmäßigkeit kann bei alledem nur insofern die Rede sein, als die Natur die Möglichkeit zu zweckmäßigen, d. h. Leben fördernden Kombinationen in sich trägt, diese Möglichkeit aber auch sehr oft verfehlt. Besonders gilt das von der organischen Welt, wo seit Darwin die Zweckmäßigkeit nur mehr in

samkeit im Streit der Weltanschauungen. 135 S. Stuttgart, Neff, 1894. — Die Grundlage der Religion. Versuch einer auf den realen Wissenschaften beruhenden Gotteslehre. 72 S. Stuttgart, Frommann, 1895. — Wie Christus urteilen und handeln würde, wenn er heutzutage unter uns lebte. 88 S. Stuttgart, Frommann, 1896.

der Möglichkeit lebenfördernder Anpassung gefunden werden kann und die Unmasse des völlig Zweckwidrigen und rein Zufälligen ruhig anzuerkennen ist. Zu seinem eigentlichen Lieblingsthema kommt Baumann aber erst, wo er zeigt, wie „die jüngste Wissenschaft die Bedingtheit des Geistes durch Leib und Körperlichkeit überhaupt in ungeahntem Umfange festgestellt hat.“ Durch diese Fortschritte sind auch Kant und Lotze, auf die man sich bis heute in Theologenkreisen gern berief, gerade in ihren Grundgedanken überholt worden. Aus psychiatrischen und sexual-therapeutischen Lehrbüchern werden zahllose Thatsachen der Bedingtheit des Geistes durch Gehirn- und Nervensystem angeführt, von denen dann auch noch immer angedeutet wird, daß sich Aehnliches auch in den Breiten der Gesundheit findet. Die angeführten Dinge sind natürlich nicht ohne Interesse, doch können sie nur von den Fachmännern beurteilt werden, die sowohl über die Feststellung der Thatsachen selbst als über deren Deutung sehr wenig einig sind. Jedenfalls erwecken die an andrer Stelle von Baumann vorgenommenen Zusammenstellungen historischer Thatsachen den Verdacht, daß wir es mit ziemlich kritikloser Anhäufung von Lesefrüchten zu thun haben, und unter allen Umständen fehlt ihm bei seiner Verweisung alles höhern Geistesinhalts in das Reich der Phantasie Anlaß und Möglichkeit, die entgegengesetzte Seite, die Herrschaft des Geistes über die Natur, zur Geltung zu bringen. Sein Ergebnis ist schließlich eine gewisse Selbständigkeit des Geistes gegenüber der räumlichen Natur, die aber über die lediglich formale Kraft des Denkens und die damit gegebne Fähigkeit der Naturbeherrschung durch Denken nicht hinausgeht und im Grunde der Natur nichts abringen kann als Gesundheit, indem sie sich ihren Bedingungen berechnend anpaßt. Die ganze Herrschaft und Selbständigkeit des Geistes gegenüber der Natur besteht somit lediglich in Erkenntnis der Natur und kluger Unterwerfung unter die erkannte.

Natürlich ist unter diesen Umständen als der Hauptfeind solcher positiver Thatsachenwissenschaft die religiöse Illusion zu bekämpfen, die auf Grund des Idealisirungsstrebens über oder in der positiven Wirklichkeit eine unfaßbare Welt des Wahnes erbaut. Schon in der ersten Schrift war ihr ein Kapitel gewidmet mit der vielsagenden Ueberschrift:

> Sind die religiösen Vorstellungen eine ursprüngliche Ausstattung des Menschen oder wegen des einst sehr verbreitet gewesenen Ahnenkultus erst aus Träumen von Verstorbenen evolvirt?

Schon hier war die Entstehung der Religion aus einer angebornen kindlich personifizirenden oder animistischen Denkweise erklärt worden, mit der der Idealisirungstrieb sich verbindet, indem er aus den göttlichen Wesen dem Menschen freundliche, nützliche und verwandte Persönlichkeiten macht und ihnen den Zweck eines höchsten Gutes schließlich unterschiebt. Diese Denkweise hat wie die subjektive Illusion der Sinnesqualitäten nur praktisch-biologische Bedeutung, ist aber seit der bessern und planmäßigen Ausrüstung durch die moderne Wissenschaft überflüssig geworden und bei den wissenschaftlich Gebildeten im Schwinden begriffen. Diesem Thema hat Baumann wegen seiner Wichtigkeit eine zweite besondre Schrift gewidmet. Hier wird noch einmal gezeigt, wie die positive und unmittelbare, d. h. auf einer Wirkung Gottes beruhen wollende Religion lediglich subjektiver Wahn sei. Die Religion ist zwar eine allgemein menschliche Erscheinung und enthält ein nicht aus der Erfahrung stammendes Gefühl des Unendlichen in sich. Aber sie darf um deswillen doch nicht als einer Wirklichkeit entsprechend und als von dieser selbst durch innere Vergewisserung gewirkt angesehen werden, weil sonst Jeder Religion vollkommen haben und alle Religion vollkommen gleich sein müßte. Auch die Berufung auf übernatürliche Offenbarungen und Wunder kann nichts helfen, da die großen Religionen das alle gleichmäßig beanspruchen und sich dadurch gegenseitig aufheben. Die Versuche moderner Religionsphilosophen vollends, in der Weise Herders, Goethes, Schleiermachers, Hegels u. a. die mannichfaltige Religionsgeschichte als die Entfaltung einer durch verschiedne Formen und Stufen sich bewegenden innern Gemeinschaft des menschlichen mit dem göttlichen Geiste aufzufassen, werden kurz damit abgewiesen, daß sie ihren Grund i

einer romantischen und phantastischen Philosophie hätten, in eben jener Metaphysik, die durch die positive Philosophie überwunden ist. Besonders Goethe stellt eine Mischung von Romantik und Rationalismus dar, durch die man sich durchaus nicht imponiren lassen darf. Wie wenig von einer solchen Grundlage aus an objektive Wahrheit der Religion gedacht werden könne, wird daher noch besonders ausführlich an einem mit Vorliebe auf Goethe sich berufenden Theologen, an Adolf Harnack, gezeigt, in dessen Dogmengeschichte schon das Christentum allein als etwas so Wandelbares und Widerspruchsvolles erscheine, daß an eine innere Wirkung Gottes in ihm gar nicht gedacht werden könne. Also mit der positiven Religion ist es, wie man jetzt genau weiß, rein gar nichts. Die Thatsache ihrer allgemeinen Verbreitung und ihrer dauernden Behauptung erklärt sich vom darwinistischen oder praktisch-biologischen Standpunkt aus. War die Religion mit der unvermeidlichen animistischen Naturpersonifikation einmal entstanden, so „konnte sich das Natürlich-schädliche oder Natürlich-heilsame mit der religiösen Auffassung verbinden und jenes Einschränkung, dieses Verstärkung von dort her gewinnen." So hat die „geglaubte und der geistig-leiblichen Höherbildung von Individuum und ganzen Gruppen dienende Religion" sich befestigt, vererbt und erhalten. Der Eindruck fürsorgender Wesen hat den Lebensmut, der feindlicher und schädlicher den Widerstand gegen Böses und Schädliches gestärkt, zugleich hat die Religion den Wert gehabt, den Menschen aus einem rein bei sich abgeschlossenen Zustande immer wieder herauszuführen und ihn für Neues oder Unerwartetes empfänglich zu machen, womit die Beachtung vieler sonst übergangner Dinge ermöglicht wurde. Den Zirkel, der in dieser biologischen Theorie liegt, bemerkt Baumann nicht, daß nämlich von einer Förderung durch Religion nur für den die Rede sein kann, der den spezifischen Wert religiöser Erhebung bereits anerkennt, während für alle Andern die Religion lediglich unbequeme Forderungen bringt. Was erklärt werden soll, muß von einer solchen Theorie immer schon vorausgesetzt werden. Aber das kümmert Baumann nicht. Die unbeweisbaren Phantasien müssen eben aufgegeben werden, gleichviel wie man die Religion selbst dann erklären zu können meint. Auch das von ihm selbst in ihr anerkannte „Unendlichkeitsgefühl" und „Idealisirungsstreben," die beide aus der Erfahrung nicht abgeleitet werden können, machen ihm nicht viel zu schaffen. Ihre Formen sind zu verschieden, als daß ihnen etwas Objektives entsprechen könnte, und vielleicht erklären sich beide körperlich aus Nervenzuständen, wie sie ja im Pubertätsalter am lebhaftesten zu sein pflegen!

Man sollte erwarten, daß damit der religiöse Wahn vollständig beseitigt wäre und nach dem Vorbild des echten Positivismus nunmehr eine Lebensanschauung entworfen würde, die den von der Natur relativ unabhängigen menschlichen Geist auf Beherrschung der Natur zum Zweck der Förderung des Gesamtwohls anwiese. Allein dazu ist in Baumann die religiöse Idee und seine frühere philosophische Neigung zu mächtig. Er will vielmehr die konkrete, „unmittelbare" Religion durch eine wissenschaftliche, auf Verstandesschlüssen beruhende und nach den positiven Thatsachen sich regelnde Gottesidee ersetzen. Diese Religion ist freilich lediglich Werk des Verstandes, von allen Einwirkungen des Affektes, Gemütes, Idealisirungstriebes u. s. w. frei zu halten, sie kann irren. Es darf daher nichts von ihr abhängig gemacht werden, und die Lebensführung muß genau die gleiche sein, ob man diese Religion anerkennt oder nicht. Aber die Thatsachen nötigen von sich aus zu Schlüssen, die über die unmittelbare Erfahrungswirklichkeit hinausgehen und dann freilich wieder an den Thatsachen bewährt werden müssen. Diese Thatsachen nämlich zeigen eine in der ganzen Welt herrschende mathematisch-mechanische Gesetzmäßigkeit, die das Spiegelbild eines Intellekts zu sein scheint, und eine zwischen allen Teilen stattfindende Wechselwirkung, die eine gemeinsame einheitliche Ursache verlangt. Schließlich nötigt das Zusammensein von Natur und Geist endgiltig, diese letzte Ursache als bewußten Geist zu denken. Lediglich unter dieser Kategorie der Ursache ist dieser Gott zu denken, jede Ausmalung unter den Gesichtspunkten von Werten und Zwecken des menschlichen Geistes ist streng fernzuhalten. Die Ursache und die in ihr gesetzte Welt oder der Gottesgeist und sein von ihm gedachter Inhalt ist daher hinzunehmen, wie er eben ist. Gott hat sich nicht selbst gemacht und darf daher nicht gefragt werden, warum er gerade so und nicht anders ist. An und für sich könnte ja auch gar nichts existiren. So ist die Welt anzusehen und zu nehmen, wie sie eben vorliegt, und es bleibt dem Menschen nichts übrig, als sich den wissenschaftlich erkannten Weltverhältnissen anzupassen, wie sie sind, d. h. vor allem für seine geistige und körperliche Gesundheit zu sorgen. Die menschlichen Seelen sind unvergänglich wie die Atome und kehren daher in der Seelenwanderung immer wieder, weshalb es unser eignes Interesse ist, durch richtige Pflege des Einzel- wie des Gesamtlebens eine gesunde und glückliche Zukunft vorzubereiten.

So ist diese „Religion" allerdings von außerordentlicher Einfachheit. Sie behauptet im Grunde lediglich einen Gottesbegriff, der durch seine Beschränkung Gottes auf rein ursächliche Intelligenz den Gottesgedanken wirkungslos für die Auffassung und Führung des Lebens machen soll und dadurch ihn allerdings auch von allen Werten und Zwecken des Idealisirungstriebes frei halten kann. Freilich ist zum Zeichen dafür, daß der Gottesbegriff doch niemals ganz von allen Wert- und Zweckbegriffen geschieden werden kann, der Sauerteig der Zwecke doch nicht ganz ausgefegt. Insofern ja Gott doch Geist und Gedanke ist, werden ihm unwillkürlich gelegentlich wieder Zwecke beigelegt, und insofern die Welt nicht bloß ein Gegebnes, sondern ein sich Entwickelndes, verschiedne Möglichkeiten in sich Enthaltendes ist, erscheint das „Zweckmäßige" doch nicht bloß als Ergebnis verschiedner zufälliger Kombinationen, sondern als etwas in diesen Möglichkeiten Angelegtes. „Wer an den Ergebnissen dieser Entwicklung, an der Wissenschaft und wissenschaftlichen Religion, Teil hat, hat an dem Teil, was als Höchstes vor Gott gilt," und das Gebet zu dieser Gottheit, das eigentlich nur die Aufzählung der wissenschaftlich feststehenden Thatsachen ist, kann mit der Anrede schließen: „das Geistige und Gute fühlt sich dir wie verwandt und ist eine Freude vor deinen Augen." Aber im Ganzen sind das doch nur Rückfälle. Es giebt für Gott und die Welt keine Zwecke, sondern nur Thatsächlichkeit. Nur im Menschen ist ein Zweckstreben, ein Bedürfnis nach Illusionen über sich, über Gott und die Welt, ein Unendlichkeitsgefühl und ein Idealisirungstrieb, die aber keiner objektiven Zweckmäßigkeit sich eingliedern, sondern lediglich Illusionen sind, zum Teil nützlich für die Selbst- und Gattungsbehauptung, die aber selbst wieder nicht als einer der göttlichen Zwecke angesehen werden darf. Die „wissenschaftliche Religion" muß die Subjektivität von alledem erkennen, und das menschliche Zweckstreben muß sich daher auf Gesundheit des Individuums und der Gattung beschränken, obwohl es keinen Zweck hat, daß beide existiren und gesund sind.

Wie wenig diese „Religion" mit der wirklichen Religion und dem Christentum insbesondre auch zu thun hat und wie feindlich sie in allen Punkten ihm gegenüberstehen müßte, so will Baumann doch die wissenschaftliche Religion der positiven und dem Christentum möglichst annähern. Er hofft einen allmählichen Uebergang von der religiösen zur wissenschaftlichen Weltansicht und möchte hierfür gerade bei dem Christentum anknüpfen. Diese Anknüpfung schildert die dritte Schrift, die zusammenhangsloseste und trivialste von allen. Er will zeigen, daß Christus, wenn er heute lebte, die „wissenschaftliche Religion" als den eigentlichsten Ausdruck seiner Meinung anerkennen würde, und eben damit das Christentum auf die Weltanschauung und Ethik seines Positivismus reduziren. Zu diesem Zwecke stellt er zunächst das „Eigentümliche in Christus" fest, indem er alles ausscheidet, was er mit seinen Zeitgenossen gemein hatte, also das unmittelbar religiöse Element, den Vorsehungs- und Wunderglauben, die Eschatologie, die religiöse Begründung der Moral, die Unterscheidung von Leib und Seele u. a. Christi Eigentümliches ist darnach „der Gedanke von sich und den Seinen, daß Dienen, dienende Hilfe gegenüber leiblicher und geistiger Not die wahre Größe sei," sowie „Selbständigkeit der Ansicht und Lebensführung." Aus dem Letztern wird abgeleitet, daß Christus heute sich die ganze moderne Wissenschaft mit ihrer

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Anerkennung der Subjektivität aller positiven Religion und ihrer ausschließlichen Begründung auf die positiven Thatsachen rundweg aneignen würde. Dabei werden die Ergebnisse der modernen Wissenschaft wieder sämtlich, zum Teil wörtlich, wiederholt. Aus dem Ersten ergiebt sich, daß Jesu Lebensgrundsatz ganz übereinstimmen würde mit dem positivistischen Altruismus, der ebenfalls Förderung des Selbst- und Gattungswohls in dienender Hilfe gegenüber leiblicher und geistiger Not zu seinem Programm macht. Nur würde Christus in richtiger Erkenntnis der Abhängigkeit des Geistes vom Leibe auf alle exaltirt spiritualistischen Hilfsmittel verzichten und vor allem mit Hilfe von Wissenschaft und Technik für die Gesundheit sorgen! Wenn erst das erkannt ist, dann werden seine Gläubigen zu „Moralchristen und Wissenschaftsfreunden" werden, wie sich die Religionsgemeinde der Zukunft nennen muß. Das Bekenntnis dieser Christen würde lauten:

Ich glaube an Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt von Ewigkeit zu Ewigkeit, in welcher Welt Gottes nichts verloren geht, indem in andern und andern Verbindungen die Elemente, körperliche und geistige, stets weiter existiren. Ich weiß, daß trotz seiner körperlichen Bedingtheit der menschliche Geist auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis eine große Einwirkung auf die natürlichen und die menschlichen Verhältnisse gewinnen kann. Ich bekenne mich zu dem Eigentümlichsten in Christi Lehre, daß die Größe des Menschen im Dienen bestehe. Darum will ich meine Kräfte, leibliche und geistige, ausbilden zum eignen Unterhalt, womöglich zur Gründung einer Familie und zum gemeinsamen Gebrauch des Lebens, reichlich im Mitteilen, mäßig im Empfangen, noch mäßiger im Genießen. Freiheit des Denkens und des wissenschaftlichen Forschens ist mir Grundbedingung aller Verbesserung menschlicher Verhältnisse, an welcher mitzuarbeiten das schönste Gut in Gottes Welt für die Menschen ist.

Vom Standpunkt dieser wahren Religion aus kann man die positive bestehen lassen, deren Quellen ja nie ganz versiegen werden, da sie zum guten Teil wie das Unendlichkeitsgefühl durch Nervenzustände gegeben sind. Aber man darf hoffen, daß in ihr sich nach und nach die ganze Menschheit vereinigen wird und der Streit der positiven Religionen aufhören wird. „Reale Wissenschaft kann jedermanns Sache werden und eben darum mehr als alles ein Band des Friedens um die Erde schlingen."

Troeltsch

Ignaz Aurelius Feßler, Kapuziner und Generalsuperintendent

Ignaz Aurelius Feßler wurde am 18. Mai 1756 in Czurendorf an der Leitha im nördlichen Ungarn als Sohn eines dortigen Gutspächters geboren und erhielt in der Taufe den Namen Ignatius aus besondrer Verehrung der Mutter für den Stifter des Jesuitenordens, die aber gleichzeitig auch eine Verehrerin des Luthertums war. Schon im Laufe des fünften Jahres konnte der Knabe seiner Mutter aus Rosweids Leben der Altväter und Heiligen und aus der Legende von Ribadeneira vorlesen. Oft nahm die Mutter ihn mit zum Hausgottesdienste eines lutherischen Hutfabrikanten. Die Lebensbeschreibungen der Heiligen übten einen mächtigen Eindruck auf das jugendliche Gemüt aus; so schnitt sich am zweiten Ostertage 1763 der Knabe die Augenbrauen bis zur völligen Kahlheit der Augenknochen weg, verwundete sich tief an einem Finger und verschrieb sich mit seinem Blute der Gottesmutter zum ewigen Dienste. Auf Wunsch der Mutter erhielt er von ihrem Beichtvater, einem Jesuiten, den Vorbereitungsunterricht für die erste Kommunion. Als Ignatius acht Jahre alt war, verzogen die Eltern nach Raab und nahmen einen Hauslehrer, der den Kleinen schon nach Jahresfrist dahin brachte, daß er lateinisch sprechen konnte. An seinem zehnten Geburtstage konnte er schon über den Inhalt des ihm zum Geschenk gemachten Buches: Bona, manuductio ad coelum Rechenschaft geben; und in demselben Jahre kam er in das Raaber Jesuitengymnasium. Als Dreizehnjähriger verfaßte Feßler ein lateinisches Gebetbüchlein, das keine einzige Fürbitte zur Mutter Gottes oder zu den Heiligen enthält. Geographische und geschichtliche Werke wußte der Wissensdurstige überall aufzuspüren und war bald mit ihrem Inhalt vertraut, ohne dabei die geistliche Lektüre zu vernachlässigen. Im Jahre 1770 kam Feßler auf die Jesuitenschule zu Preßburg, wo er eifrig der Lektüre alt- und neulateinischer Autoren sich hingab. Besonders zogen ihn an Pia desideria, Elegien über das Hohelied, von Hermann Hugo. Das nächste Jahr wurde die Anstalt in Raab wieder besucht. Auf den Rat des Lektors der Philosophie im Kapuzinerkloster in Ofen, P. Georg Kneidinger, eines mütterlichen Vetters, entschloß sich Feßler Kapuziner zu werden und wurde am 9. Juli 1773, im Alter von 17 Jahren, eingekleidet.

Der Novize mit seiner vielseitigen und gründlichen Bildung vermochte wohl über schwierige Fragen der Askese oder der Mystik Auskunft zu geben, doch die körperlichen Uebungen, wie Ausfegen der Klostergänge, Glätten der Altarstufen, vor allem das Schlafen in dem groben Habit behagten ihm nicht. Dem Widerspenstigen gab der Novizenmeister den Seneka mit den Worten: Lerne von dem Heiden christliche Demut, Abtötung der Sinnlichkeit und Resignation. Beim Eintritt ins Noviziat war Feßler noch so unschuldig, daß er den körperlichen Unterschied der Geschlechter nicht kannte. Daher war der Ordensname Innocentius wohl angebracht. Am 9. Juli 1774 legte Feßler die Ordensgelübde ab und kam als Studirender in das Kloster Besnjiö, zwei Meilen von Pest. Dort verschlang er orthodoxe und heterodoxe Schriften, auch solche zweifelhaften Inhalts. Von dem im Kloster viel verkehrenden Baron Podmanitzky, einem Kalvinisten, borgte er die Kirchengeschichte von Fleury und andre liberal-katholische Schriften. In dieser Zeit hat Feßler das Neue Testament siebenmal hintereinander durchgelesen, auch unter Seufzern und Thränen um den heiligen Geist gebeten, jedoch bald den Kinderglauben und die kindliche Unschuld verloren. Die in Dichtungen von Hoffmannswaldau enthaltenen unsittlichen Schilderungen erregten ihn heftig. Im Großwardeiner Kloster (seit 1775) entwickelte er sich bei den Disputationen als scharfer Dialektiker. Ungünstiger gestaltete sich für ihn die Lage in Schwechat bei Wien (seit 1776); hier galt er als frühreif und vorlaut, und man setzte den Frater Innocentius auf eine gar knappe geistige Ration. Aber Innocentius hielt aus. Heimlich wußte sich der junge Kapuziner allerlei freigeistige Schriften (so von Edelmann, Tindal und dem Verfasser der Wolfenbütteler Fragmente) zu verschaffen, die er nachts in der Klosterkirche las. Kein Wunder, daß ihn bald heftige Krankheit befiel. Der zugezogne Arzt, Max Stoll aus Wien, eine Berühmtheit des achtzehnten Jahrhunderts, wurde für Feßler nicht nur in psychischer, sondern auch in physisch-moralischer Beziehung zum Beichtvater. Dieser verschaffte ihm die Bekanntschaft des von Maria Theresia zum Vorsitzenden der theologischen Studienkommission für Oesterreich eingesetzten Benediktinerabts Rautenstrauch, der den jungen Mann mit Rat und Büchern unterstützte. Dies geschah in Wien, wo Feßler bis zur Genesung weilen durfte. Auch in Wiener-Neustadt, wohin er im Dezember 1778 kam, gab es Streit mit den Oberen; Wissensstolz, Ungehorsam wurde an ihm getadelt, Demut und Einfalt hingegen vermißt. Trotz alledem wurde er am 29. Mai 1779 zum Priester geweiht, „ohne Glauben im Herzen."

Der junge Freigeist erhielt 1781, zur Fortsetzung seiner Studien, das Wiener Kloster als Wohnsitz angewiesen. In Wien kam er in das Fahrwasser jansenistischer Einflüsse; mit der Tochter des hohen Beamten Molinari las er Horaz und Ovid im Original, Klopstock, sie unterhielten sich über mystische und spekulative Fragen, und einige Umarmungen fehlten schließlich auch nicht. Die Stellung Feßlers als Ordensmann wurde schließlich unhaltbar. Dazu trugen u. a. zwei Umstände wesentlich bei. Am 23. Februar 1782 hatte er die Seele eines 52 Jahre im Klosterkerker (wegen einer jugendlichen Uebereilung) büßenden Laienbruders auszusegnen. Hierüber berichtete er an Kaiser Joseph II., was die Aufhebung sämtlicher Klosterkerker zur Folge hatte. Sodann hatte er während der Anwesenheit von Pius VII. in Wien (1782) eine antipäpstliche Flugschrift „Was ist der Kaiser?" veröffentlicht. Feßler wurde von seinen Oberen der Verletzung der Ordensgelübde (Gehorsam, Armut, Keuschheit) angeklagt und vor den Richterstuhl des Wiener Kardinal-Erzbischofs

Migazzi gestellt. Feßlers Oheim, der Kapuziner Georg Kreidinger, war unter seinen Anklägern. Anfangs sah es übel um den freisinnigen Kapuziner aus, bis durch die Verwendung Rautenstrauchs die Sache eine günstige Wendung nahm, und die Beschuldigungen wenigstens vom Standpunkte der bürgerlichen Moral sich als minder bedenklich erwiesen. Durch Rautenstrauchs Empfehlung wurde er zum Professor der alttestamentlichen Bibelerklärung und der semitischen Sprachkunde an der (1780 gegründeten) Universität Lemberg ernannt. Bald darauf wurde durch kaiserlichen Befehl seine Entlassung aus dem Orden verfügt.

In Lemberg veröffentlichte Feßler seine Institutiones linguarum orientalium, Hebraicae, Chaldaicae u. s. w., eine Anthologia Hebraica sowie eine Ausgabe sämtlicher Schriften von Seneka. Bald darauf erhielt er auch einen Lehrauftrag für Dogmatik; indes wurde er durch das Studium von Spinoza des Katholizismus und aller Theologie höchst überdrüssig und warf sich im Sinne der damaligen Aufklärung auf schönwissenschaftliche Schriftstellerei. In Lemberg, wo Feßler auch als Zensor der jüdischen Bücher wirkte und der Freimaurerloge beitrat, hatte er eine längere Unterredung mit Joseph II.; doch war der Kaiser dem gar zu aufgeklärten Professor ohne Lebensart jetzt wenig gewogen. Feßlers Trauerspiel Sidney wurde als Anspielung auf Joseph II. angesehen, dazu kamen Zerwürfnisse mit den Lemberger Kollegen und Geistlichen u. s. w., und so sah er sich genötigt, am 2. Februar 1788 von dort zu entfliehen, um einer ihm drohenden Verhaftung zu entgehen. Einige Tage nach her langte er bei seinem Verleger Korn in Breslau an. Durch dessen Empfehlung erhielt er eine Erzieherstelle im Hause des reformirten Fürsten von Schönaich-Carolath in Wallisfurth bei Glatz, wo er sich auch weiterer schriftstellerischer Thätigkeit widmete.

1791 trat Feßler zur lutherischen Kirche über. Bald darauf warb er in einem langen, umständlichen Briefe, der als moralphilosophische Abhandlung für zwei Nummern der „Ethischen Kultur“ passen würde, um eine zwanzigjährige Jungfrau. Feßler verlangte von ihr nur, sie solle im eifrigsten geistigen Streben, im völligen Aufgehen in seine Eigenart sein zweites Ich werden. Aber sie war ein Wesen von mehr hausbacknem Verstande, eifrig nach Liebe schmachtend; indes sie wurde schließlich seine Frau. Bald zeigte sich jedoch, daß sie weder Neigung noch Fähigkeit besaß, die Hoffnung des Gatten auch nur annähernd zu erfüllen. Sie seufzte begierig nach Erfüllung der ehelichen Pflicht, er, ganz in seine Ideenwelt versunken, mit der Umarbeitung eines Werkes dringend beschäftigt, meinte, noch sei die Zeit dazu nicht gekommen. Schließlich wurde auf gegenseitigen Wunsch die unglückliche Ehe getrennt; die Frau fand bald einen Mann nach ihrer Neigung, dem sie nach Jahresfrist ein Kind schenkte.

Im Jahre 1796 siedelte Feßler nach Berlin über, da der Fürst aus Sparsamkeitsrücksichten seine meisten Beamten verabschieden mußte. Schon im fürstlichen Dienste lag er eifriger litterarischer Thätigkeit ob. Sein dreibändiger Mark Aurel (3. Auflage 1799) ist eine psychologische Darstellung der Fürstentugenden dieses Kaisers in Gesprächsform. Dann erschien der historische Roman „Aristides und Themistokles,“ nach Wielandscher Manier, in der Anlage zu breit und gar zu sehr mit moralphilosophischen Anschauungen verwoben. Von den weitern belletristischen Schriften seien noch erwähnt: „Abälard und Heloise“ (1806), „Bonaventuras mystische Nächte“ (1807), „Alonso, oder der Wanderer nach Montserrat“ (1808). Er ahmte hierin Wieland, wenn auch nur äußerlich, nach. Es fehlt seinen Schriften an Phantasie und poetischer Darstellung, der Stil entbehrt aller Frische und Wärme. Eine Neuausgabe eines dieser Romane würde jetzt kaum Beifall finden. Jedoch der interessante Stoff, die eingewobnen religiösen und politischen Betrachtungen, sowie die eigenartigen Lebensverhältnisse des Verfassers sagten der damaligen Leserwelt zu.

Die äußere Lage Feßlers besserte sich durch seine Ernennung zum Konsulenten für die katholischen geistlichen und Schulangelegenheiten in den neuerworbnen polnischen Gebieten. Nachdem er schon in Schlesien den Evergetenbund, eine auf gegenseitige sittliche und wissenschaftliche Ausbildung hinwirkende Gesellschaft gestiftet hatte (die aber bald einging), begründete er in Berlin die Gesellschaft der Freunde der Humanität und schloß sich der Loge Royal York an. Dort wurde er ohne weiteres und wider seinen Willen in das Conseil sublime eingeführt und sofort mit dem wichtigen Auftrage betraut, sämtliche Rituale der Loge zu revidiren und umzuarbeiten. Die Arbeit fand Beifall. Viel weniger war dies mit seinen auf eine radikale Reform des Freimaurerbundes hinzielenden Schriften der Fall; da wurde er sogar vielfach als verkappter Jesuit verschrieen. Das Vergebliche seiner Bemühungen einsehend, löste Feßler das Verhältnis zur Freimaurerei (1802). Seine Schriften über den Orden „Sämtliche Schriften über Freimaurerei“ (1805) und eine Geschichte des Bundes bis 1802 reichend (sie wurde nur in Abschrift in vier Foliobänden an einzelne Logen und Brüder für 200 Thaler, gegen Ausstellung eines Reverses, verkauft) gelten noch heute als Perlen der freimaurerischen Litteratur. Das neue Staatsamt ließ Feßler viel Zeit für schriftstellerische Thätigkeit, die er nun der ungarischen Geschichte zuwandte. Auch mit berühmten Zeitgenossen (Claudius, Klopstock, Wieland, Herder u. a.) trat er in persönliche Beziehungen.

Nachdem sich Feßler 1802 wieder, diesmal glücklicher, verheiratet hatte, siedelte er nach dem von ihm gekauften Gute Kleinwall bei Berlin über, um dort der „Welt und Menschen satt“ ländlicher Arbeit und den Studien sich hinzugeben. Doch es kam anders; nach der Schlacht von Jena verlor er seine Anstellung, die Familie wuchs, auch die Schulden, sodaß er in bittre Not geriet und der Unterstützung seiner Freunde bedurfte. Unerwartet wurde Feßler, da sich unter andern auch die preußische Königin Luise für ihn interessirte, 1809 zum Professor an der Alexander Newsky Akademie zu Petersburg ernannt, wo er nach kaum sechsmonatlicher Thätigkeit, atheistischer Anschauungen bezichtigt, seine Entlassung erbat und erhielt. Hierauf wurde er Mitglied der Gesetzgebungskommission mit der Freiheit, an einem beliebigen russischen Orte zu wohnen. Er wählte das Städtchen Wolsk, im Saratower Gubernium, wo er auch die Aufsicht über die dortigen „Propyläen“ — eine gewöhnliche Pension — führen sollte. Einige Jahre später siedelte Feßler nach Saratow über. An beiden Orten amtlich nur sehr wenig in Anspruch genommen, vertiefte er sich ganz in Studien, doch blieb er von schweren Prüfungen nicht verschont. Angeblich aus Gründen der Staatsökonomie konnte das Gehalt nicht länger ausgezahlt werden. Seiner bedrängten Lage nahmen sich Petersburger, deutsche und ungarische Freunde hilfreich an, jedoch reichten diese Gaben nicht aus.

Von Saratow aus wurde Feßler mit deutschen Herrnhutern bekannt, die in Sarepta an der Wolga eine blühende Niederlassung hatten. Er zog zu ihnen und hat dort im Unglück den Glauben und den Trost der Religion wieder gefunden. Bald nach seiner Ankunft in Sarepta empfing er das heilige Abendmahl (das letzte mal 1791) und wurde bald unvermerkt ein Anhänger herrnhutischer Anschauungen.

Im Jahre 1817 wurde Feßler wieder sein rückständiges Gehalt ausgezahlt. Nun nahm er seine Studien über die Geschichte Ungarns wieder auf, die 1825 (in zehn Bänden) vollendet wurden. Während der Jahre 1867—83 erschien hiervon in Leipzig eine verkürzte Neuausgabe, die indes ebensowenig wie die erste dem heutigen Stande der Wissenschaft entspricht. Noch weniger ist dies bei Feßlers Arbeiten über spanische Geschichte der Fall.

Bald sollte er zu hoher Würde emporsteigen. Im Jahre 1819 erklärte Alexander I. in einem Ukas, für die Lutheraner des Reichs die bischöfliche Würde, wie sie in Skandinavien und Finnland Gebrauch ist, zu errichten. Noch am 16. November desselben Jahres erhielt Feßler in Borgö (Finnland) durch den lutherischen Bischof Zacharias Cygnäus die bischöfliche Weihe und trat am 30. Mai 1820 seinen neuen Wirkungskreis, die Wolgadepartements umfassend, an. Hier entfaltete er wider Erwarten ein reiches organisatorisches Talent, jedoch mehr nach Art eines katholischen Bischofs als eines protestantischen Generalsuperintendenten. Ein auf Feßlers Antrag abge-

setzter Pastor Limmer gab nach seiner Ankunft in Deutschland in der Schrift: Meine Verfolgung in Rußland; eine aktenmäßige Darstellung der jesuitisch-herrnhutischen Umtriebe des Dr. Ignaz Feßler und seiner Verbündeten (1822) seiner tiefen Abneigung gegen ihn Ausdruck. Jedoch der schale obersächsische Rationalist Limmer war wenig befähigt, eine Natur wie die Feßlers zu verstehn, der ihn auch in einer besondern Schrift gebührend abfertigte.

Im Jahre 1823 starb seine zweite Frau, und 1825 ehelichte er die dritte, eine fünfunddreißigjährige gebildete, nur einmal gesehne Witwe, die Tochter eines deutsch-russischen Beamten. Trotz vieler ihn oft lange vom Hause führenden Dienstreisen, trotz dreimaliger augenscheinlicher Lebensgefahr war der Greis recht gesund, kaum sein Alter verratend. Eine sanfte Schwärmerei verklärte seine alten Tage. Gar behaglich fühlte er sich in seiner reichhaltigen, namentlich vortreffliche Ausgaben der griechisch-römischen Autoren enthaltenden Bibliothek. Die Welt erschien ihm als ungeheurer Saal mit drei Abteilungen: in der ersten sind lauter Kinder, in der andern nichts als Kranke, die dritte ist mit Narren gefüllt, und er selbst habe in jeder Platz.

Im Jahre 1833 wurde Feßler als Generalsuperintendent nach Petersburg versetzt, wo er am 15. Dezember 1839 starb. Ueber seine Petersburger Wirksamkeit sind wir fast gar nicht unterrichtet.

Es ist schwer, Feßler gerecht zu beurteilen; bei den Zeitgenossen galt er für eine rätselhafte Persönlichkeit. Theoretisch war er ein feiner Menschenkenner, und praktisch ließ er sich oft zu Handlungen hinreißen, die großen Mangel an Menschenkenntnis bekunden. Ferner war er ein Mann von eckigen Formen, für das gesellschaftliche Leben ungeeignet, dessen er auch wenig bedurfte, da ihm seine Innen- und Bücherwelt genügte. Sein überspannter Idealismus ließ ihn oft hart anstoßen, verschaffte ihm aber auch Freunde und Verehrer, an denen es ihm nirgends mangelte. Wohl besaß Feßler eine ungewöhnliche Bildung; doch war dies mehr das Ergebnis einer auf gutem Gedächtnis beruhenden Vielleserei. So veralteten seine meisten Schriften noch zu seinen Lebzeiten, und die übrigen, mit Ausnahme seiner Autobiographie, sind jetzt ungelesen und unbekannt.

Diese Autobiographie „Dr. Feßlers Rückblick auf seine siebzigjährige Pilgerschaft," zweite Auflage, Leipzig, 1851, ist eine der interessantesten und originellsten, die je geschrieben worden sind. Die Wahrhaftigkeit Feßlers würde von den Mitlebenden oft in Frage gestellt, und wohl nicht ganz ohne Unrecht. In diesem Buche findet sich das abschlägige Antwortschreiben einer jungen, ungewöhnlich gebildeten Schneiderswitwe auf die brünstige Liebeswerbung des noch jugendlichen Kapuziners. Nach Stil, Weltanschauung und Wendungen hat es eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Werbeschreiben an seine erste Braut.

War nun Feßler wirklich Lutheraner? In seinem an die Petersburger Regierungsbehörde abgesandten Glaubensbekenntnisse, unmittelbar vor Uebernahme seines hohen Kirchenamts, will er sogar an der Konkordienformel festhalten, aber nur insoweit ihr Inhalt mit dem echten, reinen Sinne der heiligen Schrift und mit dem Glauben der Kirchenväter und der wahren Christen aller Zeiten übereinstimmt. Feßler blieb auch als lutherischer Generalsuperintendent Rationalist, wenn auch mit mystischer Färbung. Auf seinen bischöflichen Rang legte er hohen Wert, und von seinen Mitarbeitern redete er als Priestern und Priesterschaft. „Alles Kirchenwesen" galt ihm nur „als Vorhof zu dem Heiligtume der Religion"; und in der Theologie wollen die Menschen nur „ihre religiösen Ahnungen und Ansichten versinnlichen." Immer habe es „viel Theologie und wenig Religiosität" gegeben. „Die bestehenden christlichen Konfessionen sind nur Formen der einen Religion." „Ohne persönliche Gehässigkeit und Eifersucht hätte es nie eine Ketzerei gegeben." „Der wahre Christ will weder bekehren noch verfolgen; das eine überläßt er Gott, das andre verbietet ihm die Liebe."

Wie verhielt sich nun Feßler als Lutheraner zur katholischen Kirche? Von irgend welcher Feindschaft gegen Katholiken oder

Katholizismus läßt sich nichts nachweisen. Im Gegenteil, in „Dr. Feßlers Resultaten seines Denkens und Erfahrens" finden sich nicht wenige Stellen, die katholische Denkweise verraten.

Ernst Sartorius

Die Kopten

nach eigner Anschauung

Im Lande der Pyramiden hat sich unter mancherlei Altertümern auch ein Stück ägyptischen Christentums trotz der Herrschaft des Islam erhalten. Das sind die Kopten, Abkömmlinge der alten Monophysiten, die sich jedoch dessen nicht mehr bewußt sind. Man schätzt ihre Zahl noch auf etwa 400 000. In Alexandrien und Kairo wie im Lande hin und her, namentlich in Oberägypten, haben sie Kirchen und Klöster. Diese sind ja gerade neuerdings eine Fundgrube wertvoller Stücke altchristlicher Litteratur*) geworden und bergen vielleicht noch manche für die Wissenschaft wichtige Schätze.

Das Christentum der heutigen Kopten steht sehr niedrig und wird höchstens von dem abessinischen an Verkommenheit noch übertroffen. Der Gottesdienst in den koptischen Kirchen ist durch und durch würdelos. Er mutet uns ähnlich an wie etwa in einer katholischen Kirche Italiens oder in einer griechisch-orthodoxen, nur viel würdeloser. Die Kirchgänger laufen während der Feier ungenirt hin und her, sprechen ganz laut miteinander, ja schlagen sich. In der großen koptischen Kirche Kairos, wo ich häufig den Gottesdienst besuchte, pflegte sich dann und wann ein junger Kopte neben mich zu setzen und mir in englischer oder französischer Sprache zu erklären, was dort vorging. Den amtirenden Lektor oder Priester störte das alles nicht.

Die Stätte für die gewöhnlichen priesterlichen Funktionen ist der etwas erhöhte Chorraum. Aber dahinter liegt noch ein durch Wand oder Vorhang von der übrigen Kirche abgeschlossener Raum, in dem der Altar sich befindet, und der das Allerheiligste oder Hêkel bildet. Dieser darf nur von dem Priester betreten werden. Hier wird der eigentliche Altardienst, z. B. die Weihung des Abendmahlsbrotes verrichtet. Hier umkleidet sich auch der Priester mit den verschiedensten Kostümen nach orientalischem Geschmack, wechselnd je nach der Handlung, die er vorzunehmen hat.

Auch die gewöhnliche Kleidung der Priester wie der übrigen Kopten ist durchaus orientalisch. Der Kopf ist bedeckt mit einem Turban oder Tarbusch (Fez), der übrige Körper mit einem langen hemdartigen Gewand, das bis zu den Füßen reicht. Darüber tragen sie dann meist noch eine faltenreiche Galabiye, eine Art Mantel, und an den Füßen leichte Schuhe. Im Unterschied von der buntern Tracht der Mohammedaner ist die Kleidung der Kopten dunkler. Die Frauen der Kopten pflegen sich wie die der Mohammedaner zu verschleiern. Den Gottesdienst besuchen die Frauen weit seltener als die Männer und müssen sich, falls sie erscheinen, in einem abgetrennten Raume aufhalten, wo sie von den Männern nicht gesehen werden können. Wenn die Leute zum Gottesdienst kommen, so pflegen sie den an der Thür sitzenden Priestern zunächst die Hand zu küssen.

Die eigentliche Kirchensprache ist die koptische, deren Zeichen eine Mischung griechischer Buchstaben mit Elementen der altägyptischen sogenannten „demotischen" Schrift sind. Die koptische Sprache wird vom koptischen Volk, selbst wohl von den meisten Priestern nicht mehr verstanden, sondern diese wie überhaupt die heutigen Bewohner Aegyptens bedienen sich des Arabischen. Wie weit das Arabische auch im Kultus Verwendung findet, ist mir nicht bekannt; doch meine ich in

*) Von dort kamen das „Evangelium" und die „Apokalypse des Petrus" und ein „vorirenäisches gnostisches Originalwerk" in koptischer Uebersetzung [enthaltend drei Schriften: *Εὐαγγέλιον κατὰ Μαριάμ* (= *Ἀπόκρυφον Ἰωάννου*), *Σοφία Ἰησοῦ Χριστοῦ* und *Πρᾶξις Πέτρου*], das Dr. Karl Schmidt vor kurzem fand und darüber durch Professor Harnack der Berliner Akademie der Wissenschaften eine interessante Abhandlung einreichte. Diese koptische Handschrift wird im Aegyptischen Museum in Berlin aufbewahrt.

optischen Kirchen Vorlesungen auch in arabischer Sprache gehört zu haben.

Einmal hatte ich Gelegenheit, dem Abendmahl beizuwohnen. Es wird bei den Kopten häufig gefeiert. Auch Kinder können daran teilnehmen. Sie bekommen, soviel ich aus den Erklärungen, die uns der Priester nachher in italienischer Sprache gab, verstanden habe, das Brot in Wein getaucht. Ein Mitgenuß der Laien am Wein beim Abendmahl findet seltener statt und dann nur nach vorangegangner Beichte. Aber vom Abendmahlsbrot erhalten alle Gottesdienstbesucher am Schluß des Gottesdienstes kleine Stücke, wohl auch zu dem Zweck, um davon für die Angehörigen mit nach Hause zu nehmen. Dies erinnert an die ähnliche Sitte in der alten christlichen Kirche. Auch uns wurden solche Stücke vom Abendmahlsbrot gegeben, obwohl uns der Priester als Fremde erkannt hatte.

Die Kopten sind im allgemeinen dem Fremden gegenüber ziemlich zugänglich. Als ich ihnen auf ihr Befragen sagte, ich sei ein junger Theologe, baten sie mich, ihnen doch eine Predigt in französischer oder englischer Sprache zu halten. Indessen war ich damals dieser Sprachen noch nicht mächtig genug und lehnte deshalb ab. Später, als ich so oft zu ihren Gottesdiensten kam, fragten sie mich, ob ich übertreten wolle, und lobten ihre Konfession bis in den Himmel. Und dann — ich weiß nicht, ob sie dabei den Hintergedanken hatten, mich am Ende zu ihrem Glauben herüberzuziehen — baten sie, mich ihrem Patriarchen, dem sie von mir erzählt hatten, vorstellen zu dürfen. Ich folgte der Aufforderung und ging mit einigen Begleitern zu dem nahe an der größten koptischen Kirche Kairos liegenden Palais des Oberhauptes der koptischen Kirche. Der Patriarch, in langem faltenreichen Gewande mit dem dunkeln Turban auf dem Kopfe, auf einer Art Thronsessel sitzend, empfing uns feierlich und hieß uns auf einem Divan Platz nehmen. Glieder der koptischen Gemeinde und Diener standen rings umher. Ein Dragoman (Dolmetscher) vermittelte die Unterhaltung zwischen dem arabisch redenden Patriarchen und mir, der ich französisch sprach. Zuerst wurden wir mit arabischem Kaffee und Obstwein bewirtet. Darauf entbot uns der Patriarch einen feierlichen Friedensgruß, den ich sogleich im Namen meiner Begleiter erwiderte. Nun entspann sich ein allgemeines Gespräch über Aegypten, weiterhin über die verschiednen Religionen der Erde. Endlich erlaubte ich mir den hochwürdigen Herrn zu fragen, ob er mir nicht sagen wolle, warum die koptische Kirche sich einst von der übrigen Kirche getrennt habe. Er gab mir die Frage zurück: er werde mir dankbar sein, wenn ich es ihm sagen wolle. Er selbst wußte es offenbar nicht. Ich suchte ihm also auseinanderzusetzen, daß die Lehre von den zwei Naturen in Christus, wie sie auf dem Konzil zu Chalcedon 451 als ökumenische Lehre im Gegensatz zu der monophysitischen Behauptung von der einen nur göttlichen Natur in Christus festgestellt wurde, der Trennungsgrund gewesen sei. So ging denn das Oberhaupt der koptischen, also monophysitischen Kirche bei einem protestantischen Kandidaten in die Schule, um zu hören, daß die Kopten von Haus aus Monophysiten und dadurch von der übrigen Kirche ausgesondert seien. Uebrigens war er für die Belehrung recht dankbar. Er schloß mit dem Wunsche, daß alle Glaubensgesellschaften der Erde sich wieder vereinigen möchten, und entließ uns mit seinem Segen.

Diese Unterredung wie der allgemeine Eindruck, den das heutige koptische Christentum macht, zeigt, wie wenig ein Bewußtsein von seiner besondern Art in ihm vorhanden ist. Sein Wesen geht ganz im Aeußern, in Zeremonien und Bilderdienst auf. Von lebendigem, bewußtem Christentum kann kaum noch die Rede sein. Der Geist ist herausgetrieben und nur die tote Form geblieben. Ein trauriger Anblick! — Um dies tote Glied am Leibe der christlichen Kirche wieder zu beleben und mit der Kraft des Evangeliums zu erneuen, arbeitet vor allem die amerikanische Mission und, Gott sei Dank, nicht ohne Erfolg.*) Während unter den Mohammedanern die Fälle wirklicher Bekehrung zum Christentum überaus selten sind,**) ist der Kopte im allgemeinen der Mission zugänglich. Und das ist ein Glück. Denn sonst würde dies absterbende Glied der christlichen Kirche am Ende eine Beute des Islam werden. E Schr

*) Auch eine holländische evangelische Missionsstation ist in Aegypten vorhanden; und natürlich sucht auch die römische Propaganda mit Eifer die Kopten zu gewinnen.

*) Der Leiter der amerikanischen Mission in Alexandrien sprach mir von zwölf Fällen während seiner langjährigen Thätigkeit.

Fabrikantensorgen

Mancherlei Sorgen bedrücken den Fabrikanten von heute, den großen wie den kleinen; die Löhne steigen, die Preise sinken, der Absatz stockt, und die Anforderungen der Gesetzgebung werden größer. Wer will es ihm verdenken, daß, wo alles klagt, auch er von seinen Sorgen der großen Oeffentlichkeit einen Teil anvertraut, und wer wird sich wundern, daß hierbei Einseitigkeiten und Uebertreibungen mit unterlaufen? An einem andern Zipfel faßt der Berliner Jalousiefabrikant Heinrich Freese in seiner kleinen Schrift „Fabrikantensorgen"**) die Sache an. Seine Frage lautet: Wie bringst du deine Fabrik in die Höhe, schlägst die Konkurrenz aus dem Felde und sorgst zugleich am wirksamsten für das Wohl deiner Arbeiter? Freese hat im nationalökonomischen Lehrkursus des Evangelisch-sozialen Kongresses in der Berliner Universität eine Reihe von Vorträgen gehalten, die er jetzt in dem vorliegenden Hefte gesammelt hat. Die Vorträge befaßten sich mit den Arbeiterschutzgesetzen, mit dem Achtstundentag, mit den Wohlfahrtseinrichtungen und Arbeiterausschüssen, mit der Gewinnbeteiligung und mit der Arbeiterwohnungsfrage. Ihr Inhalt ist offenbar das Ergebnis eines fleißigen und erfahrungsreichen Lebens, das sich von politischen Schlagworten und vom landläufigen Pessimismus gleich fern hält. In den heutigen sozialen Kämpfen erblickt Freese nicht das Ende vom Liede, sondern den Anfang besserer Zeiten, wie er denn stets von dem Streben erfüllt gewesen ist, der Gerechtigkeit, als der dauerhaftesten Grundlage einer „staatserhaltenden" Politik, die Ehre zu geben.

Die Arbeiter müssen zunächst wieder Vertrauen gewinnen, das ist der Grundzug, der die Schrift durchweht. Die Arbeiterschutzgesetze haben uns ein Stück in dieser Richtung der gegenseitigen Erziehung von Unternehmern und Arbeitern weiter gebracht, indem sie den persönlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch wieder ein offnes Feld erzwungen haben. Daß wir es in dieser Gesetzgebung nicht mit lauter fertigen und abgeschlossenen Dingen zu thun haben, ist bei der Neuheit der angegriffnen Materie selbstverständlich. Nur eine kleine Blumenlese sei dargereicht, um von Art und Umfang der schwebenden Streitfragen ein Bild zu geben. Die Arbeiter beschweren sich unter anderm, daß sie bei den Berufsgenossenschaften gar nicht vertreten sind, und daß sie, wo man für die Verletzten eigne Heilstätten errichtet hat, gezwungen werden, sich in die Behandlung dieser Anstalten zu begeben, die ausschließlich von den Berufsgenossenschaften geleitet werden und unter Umständen ihre Prozeßgegner bilden. Zu einer Beschwerdekommission läßt man die Arbeiter nicht zu, die Berufsgenossenschaft geht von der Ansicht aus, daß, wer nichts zahlt, auch nichts zu melden hat. Da gäbe es nun einen Ausweg, wenn man die Arbeiter zu den Kosten und zu der Verwaltung heranzöge und dafür die Krankenkassenbeiträge ermäßigte, indem man sie von allen Unfällen entlastete. Bei den Krankenkassen verlangen die Arbeiter freie Aerztewahl, und bei der Invaliditäts- und Altersversicherung beklagen sie vor allen Dingen den Umstand, daß die Invaliditätsrente erst gezahlt wird, wenn die Arbeitsfähigkeit auf ein Drittel des ortsüblichen Tagelohns gesunken ist. Dieser ortsübliche Tagelohn ist weit niedriger als der Lohn der meisten Fabrikarbeiter; bis also ein Arbeiter die Invalidenfähigkeit erreicht, muß er sehr Vieles schon durchgemacht haben. Die neuerdings auf dem sozialdemokratischen Parteitage angefochtene Forderung: Herabsetzung der Altersgrenze von siebzig auf sechzig Jahre, scheitert vorderhand an den großen finanziellen Schwierigkeiten. Bei den Schutzgesetzen für Frauen und Kinder ist noch ein

**) Eisenach, M. Wilckens, 1896. 66 S. 1 Mk.

Punkt unerledigt geblieben. Es giebt bei uns Fabriken, die Nuditäten, unanständige Neujahrskarten und Bilder, Scheren und Berloques von unzweideutigem Charakter herstellen und diese meist für das Ausland bestimmten Erzeugnisse von Kindern, Mädchen und Frauen arbeiten und verpacken lassen. Vielleicht könnte hier die Polizei schon auf Grund irgend eines passenden Paragraphen (z. B. des Groben-Unfugsparagraphen!) eingreifen; doch meint Freese, daß besser erst der Gesetzgebungsapparat in Bewegung gesetzt werde.

Der Achtstundentag — das ist nach dem ersten schüchternen Versuche mit der Bäckereiverordnung und nach dem Heidenlärm, der dieser Verordnung gefolgt ist, ein rechtes „heyß Eisen." Freese packt es trotzdem frisch und munter an und hat sich bei den Versuchen damit in seiner Fabrik offenbar die Finger nicht daran verbrannt. Die Abkürzung der Arbeitszeit hat sowohl den Zweck, die Kräfte der Arbeiter zu schonen, ihnen Ruhe und Muße zu gewähren, als auch den Zweck, dadurch die Arbeitslosigkeit zu vermindern, indem die Unternehmer, die bei verkürzter Arbeitszeit das bisherige Arbeitsquantum nicht mit der gleichen Arbeiterzahl bewältigen können, gezwungen werden, neue Arbeitskräfte einzustellen. Ihren Ausgangspunkt nehmen die übertrieben langen Arbeitszeiten durchweg nicht von der Bosheit und Profitwut der Unternehmer, sondern von der sogenannten Saison. Einer langen Zeit mit schwachem, schleppendem Geschäftsgange folgt eine kurze mit starkem Andrang. Die Aufträge überstürzen sich, weil sie erst kurz vor dem Bedarf erteilt werden, es werden Ueberschichten notwendig, will der Fabrikant nicht seine Kundschaft verlieren. Würde nun der Auftraggeber die Gewißheit haben, bei verspäteter Bestellung keine Ware zu erhalten, so würde er notgedrungen seine Aufträge früher aufgeben und dem Fabrikanten die Ueberstürzung und die Ueberschichten ersparen. Treten jetzt wieder stille Zeiten ein, so sucht gewöhnlich der Arbeiter selbst die weichenden Arbeitslöhne durch längere Arbeitszeiten auszugleichen, damit sein Einkommen sich nicht vermindre. Zieht nun aber das Gesetz der Arbeitszeit feste Grenzen, so muß der Unternehmer in der Saison mehr Arbeiter beschäftigen, und der Markt wird von den überschüssigen Arbeitskräften teilweise entleert, die „Arbeiterreservearmee" wird verringert. Daneben hat es sich bei den bisherigen freiwilligen Versuchen gezeigt, daß andauernde übertriebne Arbeitszeit ein Raubbau an der menschlichen Arbeitskraft bedeutet, daß mit kürzerer Beschäftigung Arbeitslust und -intensität wachsen. Die Leute schaffen dann, wie auch Freese bestätigt, Besseres und mehr. In seiner Fabrik wird nach Stücklohn gearbeitet, er hat die Arbeitszeit allmählich auf $9^1/_2$, 9 und seit dem Jahre 1892 auf 8 Stunden beschränkt, dies hat an dem Wochenlohn der Arbeiter und Arbeiterinnen nichts geändert, und die Fabrik hat sich gut bei der Reform gestanden.

Vielfach herrscht die Meinung, daß gerade bei Maschinen mit einer feststehenden Geschwindigkeit die Leistung sich genau nach der Zeit richtet und deshalb, wenn die Arbeitszeit verkürzt wird, die beträchtlichsten Ausfälle eintreten müssen. Es hat sich aber ergeben, daß auch bei den Maschinen so viele kleine Pausen und Zeitverluste beim Anhalten und Umstellen vorkommen, daß auch hier bei kürzerer Arbeitsdauer ein intensiverer Betrieb zu bewerkstelligen ist. Freese erzählt noch einen charakteristischen Vorgang zu diesem Thema:

Bei den Packern, die die fertigen Gegenstände in Kisten zu verpacken und zu expediren hatten, waren Ueberstunden von jeher die Regel gewesen, schon weil sie einen Teil der Sendungen, die abgehen mußten, erst kurz vor Feierabend aus den Werkstätten erhalten konnten. Als sie einmal eine Lohnerhöhung verlangten, fiel es mir ein, diese wohl zu bewilligen, indes das Abkommen zu treffen, daß Ueberstunden in Zukunft nicht mehr bezahlt werden sollten. Schon nach einigen Tagen bemerkte ich mit Ueberraschung, daß sie die Arbeit mit den übrigen Arbeitern verließen. Ich rief den Vormann an mein Fenster und fragte ihn, ob denn alles fertig sei. Er bestätigte dies, und eine Nachfrage in der Fabrik ergab die Richtigkeit seiner Angabe. Er hatte durch rechtzeitige Fürsorge in den Werkstätten es möglich gemacht, die Sachen, die abgehen sollten, früher zu erhalten und sie rechtzeitig zu expediren. Da er die Ueberstunden nicht mehr bezahlt bekam, so hatte er auch kein Interesse mehr, sie zu machen, und hierbei blieb es. Aehnlich war es mir schon früher mit der Sonntagsarbeit gegangen. Sie hatte früher als unerläßlich gegolten, da sie aber nicht mehr möglich war, so ging es auch so. Die Dispositionen seitens der Unterbeamten wurden etwas frühzeitiger getroffen, und da der Sonntag nicht mehr zur Aushilfe vo handen war, so gingen die Sendungen am Sonnabend ab.

Die bei dem Achtstundentag entstehende freie Zeit benutze die Freeseschen Arbeiter zu Garten- und Landarbeit in „Kamerun, den kleinen Grundstücken vor den Thoren Berlins. Das gie ihnen Lebensfreudigkeit, Erholung und Frische.

Sehr bemerkenswert erscheint, was unser Unternehme vertrauensmann über die Wohlfahrtseinrichtungen für d Arbeiter sagt. Das ungünstige Urteil, das vielfach über s und nicht allein von Sozialdemokraten, gefällt wird, führt darauf zurück, daß bei den Unternehmern allzu geringe Neigur besteht, Einrichtungen, die ausschließlich zum Besten ihrer A beiter bestimmt sind, auch in Gemeinschaft mit ihnen ins Leb zu rufen und zu verwalten. So kommt es denn, daß sich de Mißtrauen gegen die Fähigkeit und den guten Willen der A beiter das Mißtrauen der Arbeiter gegen die uneigennützig Absichten der Unternehmer als bedauerliche, aber nicht unverdien Antwort gegenüberstellt. Es entstehen darum wohlgemein Spenden und Almosen, die die Lage der Arbeiter verbesser aber im übrigen ihren versöhnenden und erziehenden Zweck me verfehlen. Auch sonst läuft hierbei Mißliches unter. Die Fabri sparkassen gewähren z. B. den Einlegern eine weit höhere Ve zinsung, als sie öffentliche Sparkassen mit fast pupillarisch Sicherheit geben können, und zwar gewähren sie die höhe Zinsen aus dem Grunde, weil die Ersparnisse, das Kapital d Arbeiter, in der Unternehmung mitarbeiten. Wenn nun ab das Unternehmen verkracht? Da müßte doch ein gesetzlich Schutz für derartige Guthaben im Falle eines Konkurses g geben sein.

Bei allen Einrichtungen zu Gunsten der Arbeiter soll diese beteiligt, zur Verwaltung, Kontrolle u. s. w. herangezog werden, dann bleiben am sichersten Mißtrauen, Mißverständni und Zerwürfnisse fern. Freese beleuchtet dies an einem b sondern Fall in glücklicher Darstellung:

Wie in vielen Berliner Fabriken findet auch in meiner in jede Sommer ein gemeinsamer Ausflug in die Umgebung statt. Der Arbe geber ist dabei gewöhnlich zugleich Entrepreneur, Gastgeber und Fe leiter. Sein Aufwand in Geld und Arbeit ist oft genug beträchtli Am nächsten Tage hört er dann mit einigem Mißvergnügen, daß unglücklicherweise ein boykottirtes Lokal oder boykottirtes Bier gewä hatte, daß das Essen nicht gut war, daß es anderswo viel schöner wesen wäre, und daß vieles sonst noch getadelt worden ist. Viellei wäre sogar an dem Tage, den die Arbeiter gewollt hätten, besse Wetter gewesen. Manchmal sieht er infolge dessen überhaupt von weite Veranstaltungen ab. Ich fand schon vor achtzehn Jahren, daß es bes und zweckmäßiger sein würde, die ganze Sache den Arbeitern selbst überlassen und mich als Arbeitgeber, gegen den sich bei den ersten Au flügen alle gerechten und ungerechten Klagen gerichtet hatten, auf ein mäßigen Geldbeitrag und recht viel mitzubringende gute Laune zu schränken. Seit 1878 sind unsre Sommerfeste eine freie Veranstaltu der Arbeiter. Es finden mehrere Generalversammlungen statt, es w beschlossen, wann und wohin die Fahrt gehen soll, ob mit Dampf oder Kremsern, ein Festkomitee wird gewählt, ein Budget aufgestellt u im Notfalle eine allgemeine Beisteuer beschlossen. Das Ereignis schäftigt alle wochenlang vor und nachher, jedes Festkomitee sucht vorige zu übertreffen, und die Veranstaltungen sind äußerst beliebt. letztemal nahmen 51 Arbeiter aus meinen auswärtigen Fabriken, zur Gewerbeausstellung nach Berlin gekommen waren, als Gäste an Ausflug teil; es fand ein Wettkegeln zwischen der Leipziger und H burger Fabrik, ein Wettschießen zwischen zwei auswärtigen und Berliner Fabrik statt. Den Beschluß bildete ein lebendes Bild der Städte, in denen Niederlassungen der Fabrik bestehen, und ein me Frau und mir von der Berolina mit einem Gedicht überreichter L beerkranz. Von einer überwiegend sozialdemokratischen Arbeiters immerhin heutzutage alles Mögliche!

Auf eine gute Ausgestaltung der Arbeiterausschü legt Freese großes Gewicht. Sind doch bei ihm sämtliche Wo fahrtseinrichtungen: der gemeinsame Biereinkauf mit einem Um bis 1895 von 25388 Mk. und einem Gewinn von 5630 M die Unterstützungskasse, die 7018 Mk. vereinnahmte und 2735 Vermögen hat, die Weihnachtssparkasse, die im letzten Ja 2935 Mk. auszahlen konnte, die Fabrikbibliothek von 250 Bän die gemeinsame Feuerversicherung mit einem Versicherungsbesta von 53499 Mk., die Gewinnbeteiligung der Arbeiter, der Ac stundentag aus den völlig unbeeinflußten Verhandlungen dem auch in seinem Vorstande frei gewählten Arbeiteraus hervorgegangen.

Ein bei uns noch nicht von Vorurteilen befreites G

er praktischen Sozialpolitik ist die Gewinnbeteiligung der rbeiter. Schulze-Gävernitz sagt z. B. in einer Polemik gegen ulius Vorster, an die Gewinnbeteiligung glaube kein National-konom mehr. Dem tritt Freese auf Grund seiner Erfahrungen ntgegen. Er sieht in der Gewinnbeteiligung eine gar nicht schwer urchführbare und wertvolle Verbesserung des geltenden Lohn-ystems. Der einfache Stundenlohn ist zu unbeweglich, gegen inzelne oft ungerecht und immer eintönig — Veränderung ge-ört auch zu dem, was das Menschenherz erfreut —, er sichert em Arbeiter fast keinen Anteil an der Blüte des Unternehmens. as Stücklohnsystem ist zwar besser, aber nicht immer anwendbar. s führt außerdem leicht zu einer Vergeudung der Rohstoffe nd läßt immer ein einigendes Band zwischen dem Unternehmer nd dem Arbeiter vermissen. Der Gegensatz der Interessen ommt darin zu stark zum Ausdruck. Sodann bleibt die That-iche unberücksichtigt, daß der Arbeiter niemals ein bloßes Ar-eitsinstrument, sondern ein denkendes und fühlendes Wesen ist, essen Liebe oder Unlust, Sorgfalt oder Liederlichkeit, Eifer der Gleichgiltigkeit in allen Betrieben, bei dem einen mehr, eim andern weniger, Erfolg und Ertrag der Arbeit, die Be-andlung der Werkzeuge und der Rohprodukte wesentlich be-influssen. Die Gewinnbeteiligung vereinigt die Interessen und Wünsche der Arbeiter mit denen des Unternehmens und seines nhabers; die Kräfte werden aufs höchste angespannt und bei ntensiverer Arbeit das unter den gegebnen Verhältnissen beste rzeugnis geliefert. Man muß die Gewinnbeteiligung nur nicht u kompliziert anlegen und mit überschraubten Hoffnungen be-innen. Schwierig ist namentlich, das Maß von Kontroll-ihigkeit zu bestimmen, die man dem Arbeiter hinsichtlich des nternehmergewinns einräumen will. Es sind Vorstufen, die n gewisses Vertrauen hergestellt haben, erforderlich; falsch ist er Anspruch der Unternehmer auf eine bare Kapitaleinlage der rbeiter gewesen, denn die Ersparnisse eines Arbeiters gehören i die Sparkasse und nicht in die Brandungen eines heutigen eschäftsunternehmens. Auch das Aufsparen der Anteile ist icht ohne Einschränkung zu empfehlen. Sind die Anteile sehr roß, so mag ein Teil für bestimmte Zwecke zurückgehalten erden, sind sie aber nur klein, wie es bei der Lage der meisten nternehmungen, wenigstens im Anfange des Versuchs, der Fall in wird, so wird der Wert der Einrichtung dadurch verkürzt, aß die Zahlung für den Arbeiter in weite Ferne gerückt ist. Man erlebt es dann, daß die Arbeiter ihr Guthaben verpfänden nd mit einem Verlust von 50 v. H. losschlagen. Bei Freese rfolgt die Auszahlung bar sofort nach Beendigung der In-entur, die Arbeiter erhalten in offner Versammlung ihr Geld, nd zwar betrugen die Anteile vom Lohn oder Gehalt im Jahre 890 für die Arbeiter 2 v. H., für die Beamten 4 v. H., im olgenden Jahre für die Arbeiter 4 v. H. und für die Beamten v. H., seit 1892 für beide Teile 5 v. H. Mit Ausnahme es Jahres 1893, in denen große Verluste an Bauunternehmer intraten, hat sich in der Fabrik neben dem Steigen der An-eile der Angestellten auch ein bedeutendes Steigen des Geschäfts-rtrags eingestellt. Im ganzen sind bei ihm bisher 26 759 Mk. n Gewinnanteilen ausgezahlt worden. Freese denkt die in Fa-rikantenkreisen entgegenstehenden Vorurteile — es sind bis jetzt n Deutschland erst etwa zwanzig Unternehmungen, die Gewinn-eteiligung unter verschiedensten Formen eingeführt haben — adurch zu überwinden, daß er trotz diesem System und mit hm bessere Geschäfte zu machen hofft als alle Andern. Zu iesem Entschluß kann man ihm nur Glück wünschen.

Schließlich kommt er dann noch in sehr vernünftigen leußerungen auf die Arbeiterwohnungsfrage zu sprechen, obei er die Bauhandwerkerfrage und die Bodenbesitzreform treift und die sehr beachtenswerten nationalen Reformvorschläge es Stuttgarter Fabrikanten Paul Lechler bespricht, die auf ine Reichszentralstelle, Landesbaukommissionen und auf die Aus-abe von Baupfandbriefen zur Besserung der Wohnungsverhält-isse der kleinen Leute hinauslaufen. Freese betont auch in der Wohnungsfrage, daß sich dabei die Interessen der Unternehmer nd der Arbeiter vollständig decken, und daß sie deswegen Hand n Hand gehen müssen.

Wer das kleine Buch, das in seiner Frische und Anspruchs-

losigkeit herzgewinnend ist, vom Anfange bis zum Ende durch-gelesen hat, muß wünschen, daß es möglichst vielen Fabrikanten und Arbeitern zu Gesicht komme. Freese macht ja freilich gar kein Hehl daraus, daß die Mehrheit der heutigen Arbeiter voller Trotz, Mißgunst und Vorurteile steckt, er läßt sich jedoch nicht auf die Prüfung der Schuldfrage ein und trägt auch, während er diesen Urwald von Mißverständnissen zu durchqueren versucht, nicht eine lange Stange von moralpolitischen Betrachtungen mit sich herum, sondern er geht als praktischer Mann ohne größeres Gepäck direkt auf die Streitpunkte los und entscheidet die Fragen ohne Rücksicht auf politische Fraktionsanschauungen den Bedürf-nissen, wie sie nun einmal dasind, entsprechend als freier Mann und vom Standpunkt eines gesunden Fabrikantenverstandes aus. Wer daher dem schlichten, zur Versöhnung mahnenden Worte eines klarschauenden, praktischen Mannes zugänglich ist, dem seien die Freeseschen „Fabrikantensorgen" empfohlen, er wird — mag auch der Optimismus in der kleinen Schrift hie und da etwas allzu rosenrot hervorleuchten — seine Freude daran und seinen Nutzen davon haben. Hugo Böttger

---

Im Jahre X

Ein Zukunftsbild

Es war in der Zeit, wo die Menschen alles wußten. Sie waren über das, was wir heute glauben, hinaus. Es war ihnen ganz gewiß, daß der Geist des Menschen nichts als ein Fluidum sei, das bei der Geburt anfängt den Körper zu be-einflussen und im Tode einfach ausläuft oder verduftet. Die kleinen Knaben wußten über das Protoplasma so selbstverständlich zu sprechen, wie die kleinen Mädchen über das Ideoplasma. Essen und trinken thaten sie aber alle mit demselben Vergnügen wie wir.

In jener Zeit lebte ein Gelehrter mit seiner jungen Frau. Obgleich nun alle Menschen es herrlich weit in Allem gebracht hatten, waren sie in Einem ungefähr auf demselben Stand-punkte geblieben, wie die Leute unsrer Zeit: ich meine in der Liebe. Auch diese beiden liebten sich so sehr, daß sie sich nicht denken konnten, diese Liebe werde einmal aufhören; und doch wußten sie, daß alles aus war, wenn das Fluidum auslief.

An einem Winterabende saßen die Beiden bei einander, von aufbewahrtem, im Sommer aufgefangnem Sonnenlichte er-wärmt und umstrahlt.

Ich habe neulich ein sonderbares Buch gefunden, sagte der Mann und spielte mit den braunen Locken seiner Frau.

Was stand denn darin? fragte sie.

Es handelte von einem Wesen, das Alles, was ist, schuf, von seiner Liebe zu den Menschen, sodaß es selbst Mensch wurde, und von ewigem Leben, das es ihnen gab.

Wie merkwürdig, sagte sie, wie phantastisch!

Es ist interessant, erwiderte er nachdenklich, sich in die kind-liche Art jener alten Völker hineinzudenken, aber sehr schwierig.

Zeige mir das Buch, bat sie.

Er holte es. Es war ein dicker Band; vergilbt, an den Ecken abgegriffen. Sehr, sehr alt. Sie lächelte über die Schriftzüge.

Kannst du das lesen? fragte sie.

Ja, mit Hilfe meiner Studien.

Wie heißt es?

Die heilige Schrift.

Wie einfach. Lies etwas.

Er schlug das Buch auf und nahm Blätter, die er beschrieben hatte, heraus. Da hab ich manches übersetzt. Höre: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Wer wagt so etwas zu sagen? fragte sie.

Derselbe, der auch dieses ausspricht: Ich bin die Aufer-stehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Wer versteht das! Ich nicht.

Ich auch nicht. Aber es geht durch das ganze Buch ein fortwährender Hinweis auf das, was hinter der Erscheinung

der Dinge liegt, das, was es das ewige Leben nennt; auch in diesem Ausspruch liegt er: die Liebe hört nimmer auf.

Das ist wahr! rief sie. Meine Liebe hört nimmer auf!

Er seufzte. Bis das Fluidum ausläuft, sagte er.

Sie sah ihn traurig an. Sprich nicht davon. Es ist so hoffnungslos. Dann fuhr sie fort: Ein seltsames Buch, ich wollte, es wäre wahr. O du selige, selige Zeit, wo es Wahrheit war.

Aber es ist nicht wahr! rief er und schloß sie in seine Arme. Darum laß uns lieben, denn morgen sind wir tot. —

Einige Jahre waren vergangen. Der Gelehrte saß am Lager seiner schönen Frau. Sie war totkrank; sie lag im Sterben. Wenn er sie ansah, so wußte er, daß ihr Geist, der ihm so lange in Liebe entgegengestrahlt hatte, sich auflöste. Das Fluidum verduftete, es lief aus, denn die kostbare Vase war zerbrochen.

Sie sah ihn mit ihren großen Augen still an und fragte: Wirst du mich noch lieben, wenn ich nicht mehr bin?

Ich werde deine Erinnerung lieben, bis an das Ende meiner Tage, sagte er.

Nicht länger?

Er blickte sie erstaunt an. Wie kann ich?

Was stand doch in dem alten Buche?

Die Liebe hört nimmer auf.

Sie zog seinen Kopf zu sich nieder und küßte ihn auf die Stirn. Nimmer, nimmer, sagte sie, und große, schwere Thränen tropften aus ihren Augen. Ich kann nicht aufhören zu lieben. Das alte Buch hat recht.

Er fiel an ihrer Seite nieder und wollte den Geist halten, der ihn so sehr liebte — aber wer kann das Fluidum auffangen, wenn das Gefäß zerbrochen ist? Leb wohl, schluchzte er krampfhaft. Auf Nimmer, nimmer wiedersehn! Und er warf sich über sie, als wolle er sie mit gewaltiger Kraft an sich reißen. Aber das Fluidum war ausgelaufen.

Wieder schwanden Jahre hin. Der Gelehrte studirte noch an dem alten Buche und schrieb andre dickleibige Bücher über das, was die Alten wohl gemeint hätten. Und wenn er schrieb und schrieb und jene grenzenlosen alten Gedanken in die Schranken seiner Vernunft bannen wollte, so fluteten sie wie lebendige, schwellende Ströme dahin und schwemmten die Dämme hinweg, die sein grübelnder Geist aufgerichtet hatte. Dann dachte er des Tages, an dem er das Wort: Auf Nimmer, nimmer wiedersehn gesprochen, und er biß die Zähne zusammen, wie ein Mann, wenn ihn der Schmerz überwältigen wollte, und wiederholte, um es sich ganz klar zu machen: Auf Nimmer, nimmer wiedersehn, und schrieb weiter.

Als er einst lange geschrieben hatte, wurde er sehr müde und schlief ein. Da saß er im Traume wieder am Sterbelager seiner Frau, aber er war nicht allein mit ihr. Ihr zu Häupten stand jemand, um den war es ganz hell. Der Gelehrte sah ihn an und wunderte sich, wer es doch sei, aber eine seltsame Scheu hielt ihn ab, zu fragen. Als aber die Thränen seines jungen Weibes langsam zu quellen begannen, beugte sich jener hernieder, mit einer schönen, weichen, liebevollen Geberde, und fing die fallenden Tropfen auf in einer krystallnen Schale. Der Mann wußte plötzlich, daß mit diesen Thränen ihr Geist sich verflüchtigte, wieder wollte er ihn festhalten, aber die Lichtgestalt blickte ihn mit strahlenden Augen lächelnd an und fing das Fluidum in ihrer Schale auf. Da wurde der Gelehrte still, und der lächelnde Gast erhob sich und schwebte aufwärts, die Schale empor haltend. Unverloren, sprach er, in Ewigkeit unverloren. Die Liebe höret nimmer auf. Und er stieg hinauf, hinauf, einer unbeschreiblichen Klarheit entgegen.

Der Mann erwachte. Er war allein. Ganz allein. Gedankenvoll stützte er den Kopf auf. Es waren die Ganglien meines Gehirns, sagte er trübe lächelnd. Welche Bilder sie mir vorgaukelten! Er wollte die Schreibmaschine wieder arbeiten lassen, aber seine Hände schlossen sich zusammen und bedeckten sein Gesicht. Er weinte nicht, aber die Traurigkeit und die Sehnsucht, die ihn erfüllten, waren voll so tiefer Schmerzen, daß sie Thränen nicht finden konnten.

Zeit, sprach er, die sich selbst gering achtete vor der Ewigkeit; da die Natur erfüllt war mit dem Rauschen des Gewandes der Gottheit; Zeit, da die Erde klein war, und der Himm ohne Grenzen; da sich Menschen lieben konnten, ohne Aufhören komm wieder, komm zu mir, du selige, selige Zeit! Du Ewige von dem sie redeten, daß er war, ist und sein wird, sei au für mich! O Liebe, höre nimmer, nimmer auf!

K von Doering

Verschiedenes

(Gefahr und Unrecht der Agitation gegen die theologische Fakultäten) Auf unsern so überschriebnen Artikel in Nr. 2 d. J. h die Kreuzzeitung am 28. Januar, also erst nach einer Frist vo vierzehn Tagen, erwidert. Diese Frist hat sie dazu benutzt, unsre T belle über das Verhältnis der verschiednen Richtungen unter den the logischen Professoren in Preußen durchzuprüfen. Das Ergebnis ist, da sie im allgemeinen unsre Berechnung als richtig anerkennen muß. S erhebt zwar Einspruch gegen unsre Zählung, daß in Greifswald nur ei positiver, in Halle ein positiver und ein liberaler Extraordinarius ei gesetzt ist, während in Greifswald außerdem ein liberaler und in Hal der als positiv bezeichnete gleichfalls den Liberalen zuzurechnen sei. Ab in beiden Fällen bleibt die Loyalität unsrer Berechnung unanfechtba Der „liberale" Dozent in Greifswald ist von Giesebrecht; als Honora professor haben wir ihn nicht mitgezählt, weil uns Honorarprofessure als nicht etatsmäßig für unsre Feststellung nicht interessirten. Nun tri es sich, daß auch die Kreuzzeitung ihrerseits in diesem Falle nicht einfa irrt, denn wie wir uns inzwischen belehren ließen, ist Herr von Gie brecht „Honorarprofessor mit Extraordinariengehalt." Der andre Pr fessor, den die Kreuzzeitung für die „liberale" Seite wirbt, ist der Extr ordinarius Lic. Dr. Rothstein in Halle, dieser aber ist Mitarbeiter d Reformirten Kirchenzeitung, und also der „positiven" Seite zuzurechnen.

Aber die Kreuzzeitung beanstandet noch mehr. Sie bestreitet d Recht der Annahme, daß die Berliner Professoren Weiß und von d Goltz der konservativen Richtung angehören. Auf diese Beanstandu möchten wir nachdrücklich hinweisen. Denn sie ist sehr geeignet, grell beleuchten, was die Kreuzzeitung unter positiv versteht. Sie fragt da nicht nach der theologischen Stellung der betreffenden Dozenten, ni nach der Tendenz und den Resultaten ihrer wissenschaftlichen Arbe sondern ausschließlich nach ihrem Verhältnis zu dem kirche politischen Programm der orthodoxen Parteien. Professor Weiß unzweifelhaft der hervorragendste Vertreter konservativer Schriftau legung unsrer Zeit. Alle seine Bücher dienen dem Nachweis der Authe tizität der Tradition über die neutestamentlichen Schriften und d Widerlegung der sogenannten Tübinger Schule und ihrer Nachwirkunge Das läßt aber die Kreuzzeitung kühl. „Wenn man erwägt, daß vermöge seiner Stellung im Kultusministerium die Berufung Ritsch scher Theologen stark gefördert, selbst aber immer mehr sich Ritschl ang nähert hat . . ., so muß jene Annahme als einigermaßen kühn erscheinen Also das ist es! Daß Professor Weiß als Dezernent über die theol gischen Professuren, eine Stellung, die er (wenn wir nicht irren) unt fünf so verschiednen Ministern zu deren aller Anerkennung ausgefü hat, nicht ein einseitiges Parteiinteresse verfolgt, sondern auch Theolog aus einer von ihm wissenschaftlich bekämpften Schule zur Anstellu empfohlen hat — von einer Bevorzugung kann ja nach unsern Na weisungen gar keine Rede sein —, das stempelt ihn für die Kreuzzeitu zu einem nicht konservativen Theologen. Und nun gar die Annäheru an Ritschl, die ihm vorgeworfen wird. Für jeden, der die Verhältni kennt, liegt darin eine Bosheit, die auch in christlich-kirchlichen Blätte ungewöhnlich ist, denn die Annäherung ist nicht etwa eine theologisc Weiß hat seinen theologischen Standpunkt auch nicht um eine Li verändert, sondern eine persönlich-verwandtschaftliche!

Noch viel ungescheuter werden kirchenpolitische Gesichtspunkte geg den Freiherrn von der Goltz geltend gemacht. Seine Haltung auf d Brandenburgischen Provinzialsynode ist der Kreuzzeitung Beweis genu daß er nicht konservativ sei. Wenn man allerdings diesen Maßst anerkennt, daß jeder Dozent für liberal zu gelten habe, der sich de Andrängen der orthodoxen Parteien widersetzt, die Lehrfreiheit durch ei mechanische Bindung an die Bekenntnisschriften zu beschränken, so schrum die Zahl der konservativ gerichteten Dozenten auf ein Minimum e Denn dafür sind selbst nahe Freunde der Kreuzzeitung und hefti öffentliche Gegner der modernen Theologie unter den Universitätspr fessoren nicht zu haben. Aber giebt das nicht eben unsrer oft aus sprochnen Behauptung Recht, daß es sich bei der ganzen Agitation u eine Parteisache handelt, und daß der Schutz des Bekenntnisses n einen Vorwand bildet? Denn Herrn von der Goltz' Theologie, die m etwa als eine Weiterführung Schleiermacherscher und Beckscher Gedank kennzeichnen kann, steht im engsten Sinne des Wortes innerhalb Bekenntnisse. Ob nicht angesichts solcher Angriffe manchem die Aug aufgehen über die Qualität dieser ganzen Agitation?

Indessen das sind nach der Kreuzzeitung nur nebensächliche Einz heiten. Sie behauptet, „daß seit etwa einem Jahrzehnt der jüngere Na schub vorzugsweise der liberalen Richtung entnommen ist, und daß dieses Wege der Charakter der theologischen Fakultäten an den Un versitäten Halle (hier hat der Geist Tholucks unfraglich dem der Sch

*) Wir bitten wiederholt um Entschuldigung, daß wir uns dieser Auseinandersetzung wohl oder übel jener fatalen Nomenklatu bedienen. D L

itschls weichen müssen), Königsberg und Berlin vollständig ver-
ndert worden ist. Auf diese Weise ist es dahin gekommen, daß an
ehreren Universitäten dieser oder jener Zweig der theologischen Wissen-
haft ausschließlich durch Dozenten der historisch-kritischen Richtung ver-
eten ist."

Bleiben wir zunächst bei der letzten Behauptung stehen. Sie ist
nfach unwahr. In Berlin wirken ein liberaler und zwei Ritschlsche
heologen: Pfleiderer, Harnack, Kaftan. Sämtliche Vorlesungen, die sie
alten, werden auch von andern konservativen Theologen gehalten. In
alle sind das Alte Testament, das Neue Testament, die Dogmatik und
raktische Theologie durch etatsmäßige Dozenten beider Richtungen ver-
eten, die Kirchen- und Dogmengeschichte sowie Symbolik werden gleich-
lls von mehreren Dozenten verschiedner Richtung gelesen, von denen
r eine freilich nicht etatsmäßig ist. Am begründetsten scheint der
orwurf der Kreuzzeitung gegen Königsberg. Denn an dieser nicht sehr
hlreich besuchten Fakultät wird über Altes Testament allerdings von
vei Ordinarien gelesen, die beide einer gemäßigt historisch-kritischen
ichtung angehören, während Dogmatik und Kirchengeschichte auch hier
oppelt vertreten sind. Indessen rührt das nur daher, daß ein positiver
rtraordinarius für Altes Testament vor kurzem fortgegangen ist. Was
leibt also an der Behauptung der Kreuzzeitung? An allen alt-
reußischen Universitäten ist bereits heute den Studenten
elegenheit geboten, sämtliche theologische Disziplinen bei
ozenten konservativer Richtung zu hören, mit einziger Aus-
ahme des Alten Testaments in Königsberg. Wie, wenn wir den Spieß
nmal umkehrten und zusammenzählten, an wie viel Fakultäten die Stu-
enten konservative Dozenten hören müssen, weil keine andern dasind?
ch glaube, auch mit diesem Beweisstück hat die Kreuzzeitung sich selbst
eschlagen.

So bleibt nur die Behauptung, daß der jüngere Nachwuchs unter
en Professoren seit etwa einem Jahrzehnt vorzugsweise der liberalen
Richtung entnommen sei. Dies ist schon durch unsre Tabelle wider-
egt. Wir haben darauf hinweisen können, daß seit 1892 — weiter
inauf fehlen uns die Zahlen — in Altpreußen neuberufen sind: zwei
moderne und neun konservative Ordinarien. Nimmt man hinzu, daß
ei mehreren dieser Berufungen verdiente Privatdozenten historisch-
ritischer Richtung übergangen sind, daß dabei zweimal Pastoren berufen
ind, die noch gar nicht im akademischen Leben drinstanden, und endlich,
aß drei oder vier junge Dozenten aus der Greifswalder Schule (aller-
ings an den neupreußischen Fakultäten) in überraschend kurzer Zeit
n etatsmäßige Stellen eingerückt sind, so kann kein Zweifel sein, daß
uch dieser Vorwurf der Kreuzzeitung in nichts zerfällt, vielmehr Grund
u der Befürchtung vorhanden ist, daß der Minister schon viel zu ge-
valtsam an einer Verjüngung der Fakultäten im konservativen Sinne
earbeitet hat. Vielleicht belehrt ihn der Undank, den sein Entgegen-
ommen nun bei der Kreuzzeitung und deren Hintermännern in den
Synoden findet, über die Verkehrtheit einer Praxis, die ihn mit den
Fakultäten je länger desto mehr in Widerspruch setzt.

Was die Kreuzzeitung sonst noch gegen unsern Artikel einwendet,
können wir dahingestellt sein lassen. Nur einer Fälschung der That-
sachen wollten wir vorbeugen. Ueber ihre Deutung werden wir uns
mit der Kreuzzeitung doch nicht verständigen.

Zum Schluß darf ich vielleicht noch ein kurzes Wort der Entgeg-
nung auf die freundliche Einsendung von Herrn Professor Loofs in
Nr. 3 anfügen. Daß die Zahlen der Theologiestudirenden in auf- und
absteigenden Wellenlinien sich gruppiren, war auch mir bekannt. Aber
dies Auf und Ab ist doch eben sehr auffallend. Die Studentenzahl der
andern Fakultäten ist davon nur in viel geringerm Maße berührt. Und
sollte man dafür nicht nach Gründen suchen können? Steht nicht der
Aufschwung der Zahl von Mitte der siebziger Jahre an etwa doch in
einem innern Zusammenhang mit dem frischen Zuge, der durch die
Kirchenverfassungen in das kirchliche Leben einzog — wie der Nieder-
gang vorher mit der Depression unter dem Ministerium Mühler? Und
sollte es deshalb ganz zu verwerfen sein, wenn man zu den mit-
wirkenden Ursachen des 1891 einsetzenden Rückganges auch die gerade
durch den Fall Schrempf neu entfachte Agitation des Mißtrauens gegen
die Fakultätstheologie rechnet? Soll denn für diese Entwicklung nur
die materialistische Geschichtsbetrachtung gelten? E Foerster

(Schriften zum Melanchthon-Jubiläum) Armin Stein:
Philipp Melanchthon. Berlin, Berliner Stadtmission. 50 Pfge,
50 Exemplare 40 Pfge. Inhaltlich finden sich in der Schrift manche
Verstöße. Nach S. 48 soll der Kaiser 1530 den sächsischen Kurfürsten
nach Innsbruck vor sich gefordert, dieser aber dem Befehle nicht gehorcht
haben; in Wirklichkeit hat Johann der Beständige bei Karl V. anfragen
lassen, ob seine Anwesenheit in Innsbruck gern gesehen werde. Dorther
kam eine ablehnende Antwort. Ferner wird auf derselben Seite behauptet,
Luther habe vor der Trennung von Melanchthon in Koburg diesem
gesagt, er könne „so sanft und leise nicht treten," in Wahrheit hat Luther
diese Worte am 15. Mai 1530 an seinen Kurfürsten geschrieben. Nicht
auf der zweiten (1536), sondern auf der ersten Reise (1524) begrüßte
Melanchthon seine Vaterstadt mit den Worten: „O Vaterlandserde" u.s.w.
Was die Sprache angeht, so wird Melanchthon schrecklich (!) freigebig
genannt; 1547 soll es mehr als zweifelhaft gewesen sein, daß die auf-
gelöste Stadt (!) Wittenberg wieder zu Stand und Wesen kommen
würde u. a. m. Ich kann daher nicht übereinstimmen mit dem Begleit-
schreiben der obengenannten Buchhandlung, daß wir hier ein rechtes,
echtes Volksbuch hätten.

G. W. Bacher: Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutsch-
lands. Karlsruhe, Evangelischer Schriftenverein; 15 Pfge, 100 Exem-
plare 10 Mk. Das Büchlein ist für die Jugend bestimmt. Es erfüllt

diese Bestimmung aber nicht, denn teilweise ist es zu hoch gehalten,
teilweise hat es die bekannten verbrauchten Redensarten in Menge, ferner
enthält es Fehler. Melanchthon soll bis zu seinem fünfundsechzigsten
Lebensjahre unermüdlich thätig gewesen sein. Bei dem Bericht über dessen
Ankunft in Wittenberg finden wir ein Bild von ihm als altem Manne,
in die Erzählung von dem Reichstag zu Augsburg (1530) ist ein
solches von Friedrich dem Weisen eingefügt. — Mit derartigen Schriften
ehren wir Melanchthon nicht, ebensowenig dienen wir der Sache.

D. Bernhard Rogge: Melanchthon-Büchlein. Hannover,
Karl Meyer. 25 Pfg., 25 Stück zu 5 Mk., 100 Stück zu 16 Mk. u. s. f.
Das Schriftchen erzählt in einfacher Weise, wie Luther und Melanchthon
zusammen lebten und zusammen arbeiteten. Für Verbreitung in Schulen
eignet es sich wohl.

Fr. Polack: Philipp Melanchthon, Deutschlands Lehrer
und Luthers Freund und Mithelfer. Wittenberg, R. Herrosé.
50 Pfge, 10 Exemplare 4,50 Mk., 50 Exemplare 17,50 Mk. u. s. f. Der
Verfasser zeigt, wie echte Frömmigkeit, gesunde Moral und Arbeitsamkeit
als schönes Erbteil seines väterlichen Hauses Melanchthon während seines
ganzen Lebens ausgezeichnet haben. Die äußern Lebensschicksale des
Reformators und die Zeitgeschichte sind ausführlich und klar geschildert:
so eignet sich die Schrift trefflich als Volksbuch.

D. Georg Buchwald: Philipp Melanchthon. Leipzig, Bern-
hard Richter. 40 Pfge, 50 Exemplare 30 Pfge. Eine vortreffliche Schrift
für die deutsche Jugend! Der Verfasser steht mitten in der Sache, er
versteht es, seine Kenntnis der Quellen geschickt zu verwerten und ein
lebensvolles Bild von Melanchthon und seiner Zeit zu entwerfen.

Willibald Beyschlag: Philipp Melanchthon und sein
Anteil an der deutschen Reformation. Freiburg i. B., Paul
Wätzel. 1 Mk., 25 Exemplare 90 Pfge. Die mit dem Bildnis Melanch-
thons von Albrecht Dürer geschmückte Schrift will den gebildeten Pro-
testanten jenen als den Lehrmeister Deutschlands darstellen, der die
jungen Bildungsmächte der Zeit und die von ihnen ergriffnen maß-
gebenden Kreise der Reformation zugeführt hat, und von dem der evan-
gelischen Kirche ihre wissenschaftliche Theologie, ihre grundlegende Kirchen-
ordnung und ihre wichtigste Bekenntnisschrift geschenkt worden sind. Wie
Melanchthon zu wirken vermochte, so hat er in seiner Leidenszeit,
besonders seit 1546, auch dulden gelernt und hierin die Palme davon-
getragen. Einer Empfehlung meinerseits bedarf diese „Festschrift" nicht.

Dr. A. Nebe: Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutsch-
lands. Bielefeld, Helmich. 75 Pfge. Auf Grund der Werke von
Schmidt, Hartfelder und Planck über Melanchthon schildert die vorliegende
Schrift diesen als Gründer der Lateinschulen und Reorganisator der
Universitäten, der dem Humanismus hier eine sichre Stätte schuf und
ihn in den Dienst der Reformation stellte, ebenso als den weisen
Pädagogen, der für alle Lehrer ein unerreichtes Muster bleiben wird.
Die Anpreisung des Schriftchens seitens der Verlagshandlung steht
übrigens in umgekehrtem Verhältnis zu Melanchthons Bescheidenheit.

Rudolf Schaefer: Philipp Melanchthons Leben aus den
Quellen dargestellt.] Gütersloh, C. Bertelsmann, 1894, gehört nicht zu
den Jubiläumsschriften. Ich wollte aber doch nicht versäumen, auf das
Buch empfehlend hinzuweisen. 3 Mk. Rinn

(Der Stundismus in Rußland) Studie und Erinnerungen von
Hermann Dalton (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1896. 59 S. 80 Pfg.)
ein beim Panpresbyterian Council in Glasgow im Juni vorigen Jahres
gehaltner Vortrag, in erweiterter Gestalt und deutscher Uebertragung.
Mit der Studie über Ursprung, geistige Parallelbewegungen, gegenwärtige
Verfolgung und Aussichten des Stundismus in der Zukunft verbinden
sich Erinnerungen des mit Rußland vertrauten Verfassers. C Stuckert

(Der Christliche Orient) Unter diesem Titel bietet sich eine neue
Monatsschrift an. Herausgeber ist Dr. Johannes Lepsius in
Westend-Berlin, Kastanienallee 16. Das erste Heft, Januar 1897, liegt
in bester Ausstattung vor uns. Preis vierteljährlich 1,50 Mk. Verlag
der Akademischen Buchhandlung W. Faber u. Co. in Westend-Berlin.
Noch konnten wir den Inhalt nicht in Ruhe prüfen und möchten doch
nicht zögern, auf das zeitgemäße Unternehmen hinzuweisen. Inhalt:
Ein Appell für die Christen des Orients aus Luthers Zeit; Das Blutbad
von Arabkir; Die Syrer in Persien und der Osttürkei; Die Anfänge
der protestantischen Kirche in Armenien 1813 bis 1850 u. a. m. Möge
es der Zeitschrift gelingen, auch recht innige Fühlung mit unsern deutschen
Orientalisten zu halten! R

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die
armenischen Waisen): 1200 Mark gesammelt durch Bethania, Sonntags-
gruß der Brüdergemeinde in Niesky, 3. Sendung; 35 von einigen
Gliedern der Gemeinde Münster am Stein; 27 aus der Kirchgemeinde
Eisenberg in Schlesien; je 20 von F R, Göttingen; aus der Gemeinde
Zedlitz bei Steinau, 3. Sendung; 10,52 aus der evangelischen Gemeinde
Geisa; 5 Gulden aus der Gemeinde Heldsdorf in Siebenbürgen; 8 Mk.
aus Ravensburg (5 von W; 3 von G); 6 von F B, Finstingen; je 4
durch W in Hofftede; durch A in Wiemelhausen; aus der Gemeinde
Ober-Eichstädt*. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 5 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind **willkommen**. — Nächste Zusammenkunft 1. März: Soll Verschärfung oder Milderung der konfessionellen Gegensätze die Losung sein? Thesen und Antithesen.

Ordinirter Hilfsprediger, tüchtiger Kanzelredner, mit guten Zeugnissen wünscht entsprechende Stellung, am liebsten in größerer Stadt, um ausgedehnten Wirkungskreis zu haben. Offerten unter **X 100** an die Expedition.

Geb. ält. Dame mit bescheid. Anspr. gesucht z. Führung d. Haushalts in e. ländl. Pfarrhause, wo die Frau fehlt, u. z. Erz. e. zweijähr. Kindes. Off. m. Gehaltsanspr. u. Photogr. bis spätestens 1. März erb.
Pfarrhaus Langenroda
b. Donndorf, Bez. Halle a. d. Saale

Die glückliche Geburt eines Sohnes zeigen an
Pfarrer Dr. Christlieb und Frau
Tokyo, Japan

Neue Konfirmationsscheine mit Gelübde und Segen nach der Agende; empfohlen durch Herrn Generalś. D. B.; Prof. d. Th. A. und viele Pfarrer. 1 Ex. 20 Pfg., 100 = 18 Mk. „Für solchen Preis ist so Gediegnes noch nicht geboten worden.“ Prof. d. Th. M. — Zu beziehen durch Maler **Bender**, Düsseldorf. Proben frei.

Einladung
zur
Ersten Hauptversammlung des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande.

Wir beabsichtigen am **Mittwoch, den 17. Februar, abends 6 Uhr**, pünktlich, im großen Saale des **Klub der Landwirte, Berlin SW, Zimmerstraße 90/91**, unsre erste Hauptversammlung abzuhalten, wozu unsre Mitglieder, sowie **alle Freunde unserer Bestrebungen** hiermit herzlich eingeladen werden.

Tagesordnung:

1. Kurzer Bericht über die Begründung und bisherige Thätigkeit des Ausschusses. Berichterstatter: Heinrich Sohnrey. 2. Ueber die Wohlfahrtsbestrebungen im Standesgebiet Solms-Braunfels, worüber Se. Durchlaucht Prinz Albrecht zu Solms-Braunfels einen kurzen Vortrag gütigst zugesagt hat. 3. Praktische Einrichtungen zur Pflege des Geistes und Gemütslebens auf dem Lande. Berichterstatter: Landrat Jungé in Itzehoe. 4. Ueber den Konsumverein in Saleske, Kreis Stolp. Berichterstatter: W. von Below, Dominium Saleske. Im Anschluß hieran wird Herr Administrator Lothar Meyer in Dyrotz bei Wustermark über eine sehr einfache ähnliche Einrichtung kurz referiren.

Berlin W, Schillstraße 16, Januar 1897

Der Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande

Vor kurzem erschien im Verlage von **Eugen Strien, Halle a. S.**:

Spanien und das Evangelium

Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise
von Fr. G. J. Grape

Mit 9 Bildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers
402 Seiten. Preis geh. 6 Mark

Inhalt: 1. Die evangelische Bewegung. 2. Gemeinden des Südens. 3. Catalonische Gemeinden. 4. Das Werk des Pastors Fliedner. 5. Deutsche Diaspora. 6. Streifzüge durch Madrid. 7. Katholische Religiosität. 8. (Anhang) Ein unechter Paulusbrief.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 4: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Neuregelung des Kandidatenwesens in Preußen; Der kirchliche Konflikt in Görlitz; Ein bedauerlicher Konflikt zwischen Lehrern und Geistlichen; Die vierte Konferenz des deutschen Hilfsbundes für Armenien — Evangelische im Auslande: Protest gegen das Hochkirchentum des neuen Bischofs von London; Eine bemerkenswerte englische Aeußerung zur Reunionsfrage — Heidenmission: Missionsstatistik; Aus der Tagesordnung der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen — Römische Kirche: Römisch-katholische Kirche in Großbritannien — Verschiedenes: Personalien

Familien-Alumnat
am Gymnasium zu Gartz a. Oder

Für sämtliche Klassen. Eigner philologischer Leiter. Mäßiger Pensio[n]satz. Ausführliche Auskunft durch die Unterzeichneten.

Das Alumnats-Kuratorium
Superintendent **Petrich**, Vorsitzender — Dr. **P. Weyland**, Professor — **Wichmann**, Professor

Für den
Konfirmandenunterricht!
Soeben erschien:
Praktisches Christentum
im Rahmen des kleinen Katechismus Luthers
Viertes u. fünftes Hauptstück
Herausgegeben von
O. Pfennigsdorf
Umf. 96 S. Brosch. 1,20 Mk.
Die Verlagsbuchhandlung:
Schriftenniederlage des evang. Vereinshauses zu Cöthen i. A.
Buchhändler A. Haarth
(Senden auch zur Ansicht)

Pension

Zu Ostern finden 2—3 sch[ul]pflichtige Mädchen Aufnahme [in] einem feinen Hause in Godesbe[rg] a. Rh. Vorzügliche höhere Töcht[er]schule. Christliche Erziehung u[nd] sorgfält. Ueberwachung. Pension[s]preis 900 Mk.

Anfragen unter **P R** an [die] Expedition.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Für die Volksbühne!
Neueste Aufführungen
für die kommenden großen **Gedenktage, d. 18., 27. Januar, 16. Februar** (Melanchthonfeier),
22. März.
Preis für das Heft 60 Pf.
Auf Wunsch Ansicht- und Auswahlsendung umgehend.
Für den 18. und 27. Januar sind auch Aufführungen für Kinder à 30 und 40 Pf. erschienen.
Verlagshandlung
Vereinshaus Cöthen i. A.
Buchhändler A. Haarth

Verlag von **Wilhelm Ernst & Sohn** in **Berlin W 8**
Wilhelmstrasse 90
Soeben erschien:

Unsere Kirchen
und
gruppirter Bau bei Kirchen
Von
Otto March,
Königl. Baurat
Mit 10 Abbildungen. Gr. 8°. **Preis 1,60 Mark**
Vorrätig in der
Gropius'schen Buch- und Kunsthandlung
Berlin W 8, Wilhelmstrasse 90.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Beiträge zur Förderung christl. Theologie
Herausgegeben von
D. A. Schlatter und **D. H. Cremer**
In zwanglosen Heften
I. Jahrgang. 1. Heft:

Schlatter, Prof. D. A., **Der Dienst des Christen** in der älteren Dogmatik. 1,20 M. — In Vorbereitung sind:

Nathusius, Prof. D. M. v., **Die christlich-sozialen Ideen der Reformationszeit** und ihre Herkunft.
Cremer, Prof. D. H., **Die christliche Lehre von den Eigenschaften Gottes.**
Lütgert, Lic. th. Prof. W., **Die Johanneische Christologie.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig